LIBRARIES
UNIVERSITY OF WISCONSIN–MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 25/26 December 8, 1955

Köln: Bund-Verlag, December 8, 1955

https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:
http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

728 State Street | Madison, Wisconsin 53706 | library.wisc.edu

AUFWÄRTS

Köln, 8. Dezember 1955 · 8. Jahrgang · Preis 40 Pfennig · Nummer 25/26

Foto: Esther Bubley

Deutsche Muttersprache

Als begeisterter Leser unseres „Aufwärts" muß ich heute, aus eben diesem Grunde, einem Artikel energisch entgegentreten und für unsere deutsche Muttersprache eine Lanze brechen. Ich spreche selbst englisch, und auch die französische Sprache ist mir „nicht ganz unbekannt", aber ich meine, wir sind gute Deutsche und wollen es möglichst bleiben. Allein die Ausdrucksweise des Verfassers von „Susannes Mädchen" (Nr. 23/55) ist ein wahres Meisterwerk für die bedauerliche „Europäisierung der deutschen Sprache". Herr Müller, der Verfasser, stellt sich ein klägliches Zeugnis als Reporter aus, wenn er die deutsche Sprache nicht so weit beherrscht, um Ausdrücke wie „extravagant", „Allround-Ausbildung", „teenager" (viermal), „Teen-ager-Mode", „Teen-ager-Stil", „Haute-Couture" usw. durch gleich-

wertige deutsche Ausdrücke zu ersetzen. Warum stellt er denn die Mädchen nicht mit beiden Beinen auf die gute deutsche Erde, weshalb denn auf einen Teppich — trotz des „Pariser Anstriches"? Wissen Sie, was ein „hochgekitzeltes Modell" oder was ein „pseudo-eleganter Bannkreis" ist? Aber vielleicht möchten Sie zum unbestrittenen Modepapst der deutschen Nachkriegsmädchen „avancieren"? Leben Ihre Eltern auch in einer „fließbandgefertigten Welt"? Jedenfalls haben Sie sicher schon einen „auf Hochglanz polierten Starmannequin" gesehen. Ich sehe dabei ganz ab von den Ausdrücken „Hobby" und „Mannequin", allerdings tun es auch hier „Steckenpferd" und „Vorführdamen" genau so gut. Grauenhaft! Hoffentlich meint Herr Müller nicht, ich hätte konservative Eigenarten, wenn ich ihm ein paar Monate „Deutsche Sprachlehre" empfehle, ehe er seinen „fremden Geist" wieder auf gute Deutsche losläßt. Er ist doch Deutscher — oder etwa Weltbürger?
Gerd Schicht, Hagen-Haspe

Triefende Wohltätigkeit

Nach langer Zeit bekam ich als ehemaliger Funktionär der IG Bergbau (Jugendgruppe Gelsenkirchen) endlich mal wieder eine Gewerkschaftszeitung („Aufwärts") in die Hände. Voll „tiefster Befriedigung" muß ich sogleich feststellen, daß man in ihr zur Spende für ein Araber-Stipendium aufruft. Also müssen in meiner Heimat Wohlstand und technische Ausbildung der arbeitenden Massen nicht mehr zu überbieten sein. Sind doch die Gewerkschafter bereits gezwungen, ihre Wohltätigkeit an Ausländern zu beweisen. Richtig, so ein Araber hat Mildtätigkeit verdient; gewiß wird die braune Rasse das dem weißen Mann danken. (Siehe Marokko!) Was schrieb doch Kollege HADOBU im „Aufwärts"? „Die Welt ist für uns eine Einheit." Warum also keine Geldsammlung für die unterernährten Hafenkulis Hongkongs? Oder für die ausgebeuteten Eskimos in Grönland? Überlegt das doch mal! In Deutschland hat sowieso jeder schon eine erstklassige technische Ausbildung, und vielleicht bin ich tatsächlich der letzte, der noch keine hat. Nach meiner Legionszeit werde ich aber bestimmt von wohltätigkeitstriefenden Gewerkschaftern unterstützt werden. Und so brauche ich vor der Zukunft keine Angst zu haben. Ich verbleibe mit dem Bibelwort: „O Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun."
Caporal R. Uhlig, II./2. R. E. I., Le Kef, Tunesien

Hetzblatt

... Ehrlich gesagt, ich glaubte ein kommunistisches Hetzblatt vor mir zu haben! Der Bericht über Marokko klingt doch wirklich wie ein Märchen. Als Angehöriger der französischen Armee kann ich Ihnen versichern, daß wir weder wild geworden noch Sadisten sind. Ich glaube, Sie haben da zu einem reichlich unüberlegten Schlag gegen uns ausgeholt. Zweitens finde ich, daß es eine rein französische Angelegenheit ist, sich dieser Verbrecher hier zu entledigen ... Ich kann nur sagen, daß Frankreich noch viel, viel zu human ist mit diesen Banditen. Wenn die Fellaghas (algerische Aufständische — Die Red.) wirklich für ihre Freiheit kämpften, dann würde ich noch den Hut abnehmen. Aber sie rauben, morden und plündern nur und werden nicht mal vom eigenen Gouvernement als Freiheitskämpfer anerkannt. Sie sind sozusagen vogelfrei ... Auf der einen Seite organisieren Sie internationale Treffen zur Völkerverständigung, aber auf der anderen Seite fördern Sie den Haß. Mit allen Mitteln! Können Sie es denn zehn Jahre nach dem Krieg nicht über sich bringen, den verdammten Haß zu begraben? ... Wenden Sie sich doch mal an hierzulande lebende Europäer! Oder schicken Sie jemand, der sich von den Tatsachen überzeugt. Die Fellaghas sind nichts als die größte Verbrecherbande aller Zeiten! Wie gesagt, ich kann nur betonen, daß Frankreich hier noch viel zu human ist. Ich möchte Ihnen nur mitteilen, daß wir bei Gefangenen je ein Päckchen Rasierklingen, aber keinen Apparat dazu gefunden haben. Ich bin sicher, daß im Falle unserer Niederlage diese Rasierklingen bestimmt nicht „ihren Zweck" verfehlt hätten.
Caporal W. Schöning, II./2. R. E. I., Le Kef.

Wappnen wir uns mit Mut!

Von Hans Dohrenbusch

Das Jahr 1955 geht zur Neige und nimmt die Hoffnung auf eine baldige Wiedervereinigung unseres Landes mit. Bei gewissenhafter Prüfung der weltpolitischen Lage muß man feststellen, daß wir weiter als zu Beginn des Jahres davon entfernt sind. In dem Maße, in dem sich die weltpolitischen Ereignisse auf die anderen Kontinente verschieben, läuft die deutsche Frage Gefahr, wenn nicht in Vergessenheit, so doch sehr, sehr weit in den Hintergrund gedrängt zu werden. Wer redet heute noch von der Teilung Koreas? Wer noch von Formosa, das aus den Spalten der Weltpresse verschwunden ist? Kann es dem geteilten Deutschland nicht ähnlich ergehen?
Heute hat Westdeutschland auch diplomatische Beziehungen zur Sowjet-Union. Solche Beziehungen dienen in der Regel dem Verkehr der Völker untereinander, um wirtschaftliche, politische und kulturelle Fragen, die beide Völker betreffen, zu klären. Leider mußte man von der letzten Sitzung des Bundestags den Eindruck bekommen, als wolle die Bundesregierung mit den Russen über alles mögliche reden, nur nicht über das Problem, das gelöst werden muß, wenn siebzehn Millionen Menschen der Ostzone den Tag der Befreiung sehen sollen. Es ist heute wohl auch dem simpelsten Menschen klar, daß die Wiedervereinigung nicht auf gewaltsamem Wege zustande kommen kann. Wenn etwas von der Genfer Viererkonferenz übriggeblieben ist, dann die Tatsache, daß die beiden Atommächte zur Regelung ihrer Streitigkeiten keinen Atomkrieg auslösen werden. Sie werden ihn bestimmt nicht für die deutsche Frage auslösen. Die Ostzone ist ein Pfand in der Hand der Russen. Wenn nicht heute, dann morgen wird man fragen müssen, was der Preis für dieses Pfand ist. An dieser Frage wird keine deutsche Regierung in Zukunft vorbeigehen können, gleich von welchen Parteien sie gebildet ist. Es ist hier oft genug betont worden, daß für die Westmächte die deutsche Wiedervereinigung keine Herzensangelegenheit ist. Ist es verwegen zu behaupten, daß trotz aller Beteuerungen der Russen die Ostzone Deutschlands auch für sie nicht unbedingt eine Angelegenheit ist, die ihnen bei einem Wegfall das Herz brechen würde? Wer aufmerksam die Äußerungen der Ostzonenpolitiker verfolgt, der wird bemerken, daß sie das auch wissen. Denn nur allzu genau wissen sie, daß sie die Deutschen der Ostzone mit ihrer Politik nicht für sich gewinnen können. Ihr überlautes Geschrei zeigt nur ihre Schwäche. Und man kann auch heute noch mit voller Berechtigung sagen, daß sich an der inneren Einstellung der Bevölkerung der Ostzone zum Pankow-Regime seit dem 17. Juni 1953 nichts Wesentliches geändert hat.
Ein Ereignis aus diesen Tagen, das leider in der westdeutschen Öffentlichkeit viel zuwenig beachtet wurde, beweist dies aufs neue. Es handelt sich um die Ausführungen des ostzonalen Ministerpräsidenten von Rußlands Gnaden, der darauf hinwies, daß man nun auch in der Ostzone die Wehrpflicht einführen müsse, weil die jungen Menschen nicht gerade sehr große Lust zeigen, sich freiwillig zur Volkspolizei zu melden. Aber dieses Ereignis ist auch noch in anderer Hinsicht bedeutungsvoll, denn es beweist, daß die Abneigung gegen das Militär quer durch die gesamte deutsche Jugend in Ost und West geht. In Westdeutschland hat man mit den Parolen vom Staatsbürger in Uniform, wie alle Untersuchungen der Meinungsforschungsinstitute beweisen, bei der Jugend keine Begeisterung erwecken können. Vielleicht wird eine spätere Geschichtsschreibung dieses bisher einmalige Ereignis in der Geschichte der deutschen Jugend richtig zu würdigen wissen. Mögen die Gründe, die die Jugend in Ost und West zur Ablehnung des Kommiß bewegen, sein, welche sie wollen, fest steht jedenfalls, daß sie lieber ohne Kasernen und Drill auskommen will.
Das Mißtrauen, das fast alle Völker der Erde gegen einen neuen deutschen Militarismus haben, ist in etwas anderer Gestalt in der deutschen Jugend vorhanden. Zu viel ist faul in unserer Bundesrepublik, zu sehr ist restauriert worden jener alte Geist der Obrigkeit, der bestimmt in einer neuen deutschen Armee seinen Niederschlag finden wird. Denn wir wollen uns doch daran erinnern, daß 1945 auch von den Vertretern einer großen Regierungspartei vom Wirtschaftsbürger gesprochen wurde. Was ist daraus geworden? Wie hat man den arbeitenden Menschen ihre Aufbauarbeit belohnt? Muß heute in der Hochkonjunktur nicht oft noch um die primitivsten Dinge gekämpft werden? Wann sind die Versprechungen vom Wirtschaftsbürger eingelöst worden? Bestehen da Aussichten, daß man die Versprechungen vom Bürger in Uniform je wahr werden läßt? Vor der Aufrüstung stand die Umwandlung des Wirtschaftsuntertanen auf der Tagesordnung Westdeutschlands. Diese staatspolitische Forderung der arbeitenden Menschen müßte zuerst gelöst sein, wenn man mit der Phrase vom Bürger in Uniform an die jungen Menschen herantritt. Jetzt die Aufrüstung forcieren, läßt den Schluß zu, daß man, da eine deutsche Armee strategisch und militärisch durch die Entwicklung der Atomwaffen jeden Sinn verloren hat, eine Armee aus innerpolitischen Gründen braucht. Ja, sie gebraucht, um den Wirtschaftsuntertanen zu verewigen.
So bietet sich die Lage am Ende des Jahres dar. Der Kampf gegen die Restaurierung und Militarisierung unseres öffentlichen Lebens wird weitergehen. Wir wollen nicht locker lassen und uns mit Mut wappnen.

Der Blick zurück – Ein Jahr Weltgeschehen

APPELL Bandung ist eine Hafenstadt auf der indonesischen Insel Java. Hier trafen sich im April zum ersten Male die Vertreter der „Welt von morgen", das heißt von 29 asiatischen und afrikanischen Staaten, die zusammen 1,4 Milliarde Menschen repräsentieren, ungefähr genau so viel Elend, aber auch eine gewaltige Glaubens- und Erneuerungskraft. Die vier Großmächte von heute — USA, UdSSR, Großbritannien und Frankreich — waren dort nicht vertreten. Im Namen ihrer Völker proklamierten die Konferenzteilnehmer ihren gemeinsamen Wunsch nach wirtschaftlicher Fortentwicklung, Freiheit von Ausbeutung und Sicherheit vor dem Atomtod.

— Eigentlich eine gute Basis, sich mit den Mächten der „Welt von morgen" zu verständigen.

WEGE Am 15. Mai läuteten in Wien alle Glocken, und die Bevölkerung tanzte auf den Straßen. Für Österreich war 1955 das Jahr der Befreiung geworden: Die Besatzungstruppen zogen ab, und ein Staatsvertrag gab Österreich die Stellung eines unabhängigen kleinen Staates zurück, dessen Sicherheit durch strikte Neutralität und Garantien der ehemaligen Besatzungsmächte gewährleistet ist. — Einen Tag früher trat die Bundesrepublik offiziell der NATO bei und schloß sich als souveräner Staat dem System der Westeuropäischen Union an. Einen Tag später wurde in Warschau die Deutsche Demokratische Republik in ein ähnliches System der Ostblockstaaten aufgenommen. Die deutsche Spaltung wurde durch Staatsakte in Paris und Warschau feierlich besiegelt.

— Wer das nun einen Erfolg unserer Politik nennen will, dem sei es unbenommen!

BEICHTE „Bruder, wir haben gesündigt vor unserem Vater Marx und vor dir!" Also sprachen zu aller Welt größter Überraschung die neuen Sowjetführer Bulganin und Chruschtschow zu dem Rebellen Tito, den der finstere Stalin im Jahre 1948 aus der Gemeinschaft aller kommunistischen Genossen ausgeschlossen hatte. Hat sich der Bolschewismus geändert, ist Rußland mit seiner sturen Politik am Ende, geht den Sowjets der Atem aus? So fragten sich die großen Kenner des Weltkommunismus. Dieser bereitete indessen nur sehr geschickt die große Offensive des Lächelns und der Entspannung vor, die Moskau Luft und dem Kommunismus neue Chancen schaffen sollte.

— Die echten Gegner des Kommunismus wußten das; die bloßen Antikommunisten zeigten sich vom russischen Lächeln bald beeindruckt und wurden bald belehrt.

GENF Am 18. Juli in Genf verwirklichte sich ein Wunschtraum aus den dunklen und besorgten Stunden der letzten sechs Jahre: Wenn sich doch die vier Großen einmal treffen würden und sich fernab aller Noten und Verträge über die Nöte und Sorgen ihrer Völker unterhielten, dann wären wir doch dem Frieden endlich näher! Vom 18. bis 25. Juli 1955 trafen sich die Regierungschefs der vier Großmächte, Eisenhower, Bulganin, Eden und Faure, zu jenem Gespräch. Sind wir dadurch dem Frieden näher gekommen? Wir sind dem Krieg ferner gerückt, müßte man besser sagen.

— Und das ist viel, für fünf Tage Gespräch und für ein einziges Jahr sogar ungeheuer viel; arbeiten, leben und sich freuen, das alles hat wieder viel mehr Sinn seit Genf 1955!

TESTFALL In Hannover hatte eine Partei einen dreiunddreißigjährigen Mann mit Namen Schlüter zum Kultusminister gemacht, der in Wort und Schrift Zeugnis gegeben hatte, daß zumindest in seiner Person das Erbe Hitlers, des Feindes alles Menschenrechts und aller Kultur, noch nicht gestorben war. Dem Beispiel ihrer Vorgänger vor mehr als hundert Jahren folgend, standen in Göttingen Professoren und Studenten gegen diesen Mann auf. Ihre Kollegen an den anderen Universitäten, die Arbeiter des DGB und viele Männer und Frauen des öffentlichen Lebens und der Parteien schlossen sich diesem Protest an. Der Mann mit Namen Leonhard Schlüter mußte gehen.

— Gutes Rezept gegen unverbesserliche Nazis: Sie mit Zivilcourage und breiter Aktion an die Luft jagen, wo sie sich trotz allem wieder eingenistet haben!

DIPLOMATIE Moskau hatte auch dem deutschen Bundeskanzler einladend zugelächelt. Und weil die Russen nicht nur Herr und Meister über 18 Millionen Deutsche in der Sowjetzone, sondern auch über noch viele kriegsgefangene Deutsche in der Sowjet-Union sind, mußte er die Reise zu denen antreten, die in der politischen Phantasie seiner Partei bis vor kurzem noch zähnefletschende Menschenfresser waren. Mit ihnen stellte der Kanzler nun nicht nur neue diplomatische, sondern — nach seinen eigenen Worten — auch „gute menschliche Beziehungen" her. Dafür sollen dann die deutschen Kriegsgefangenen aus der Sowjet-Union heimkehren. Einige Tausend kamen schon. Der Rest kommt hoffentlich mit dem akkreditierten Sowjetbotschafter.

— Moral: Man soll politische Gegner nie Teufel nennen; denn es kann passieren, daß man sie umarmen muß!

ABRECHNUNG Von den Deutschen meint man in der Welt, daß sie politisch nicht nein sagen können. Darum hatten die französische und die deutsche Regierung den Deutschen an der Saar ein Statut zum Jasagen vorgelegt, das, mit vielen schönen Worten von Europa, von Zusammenarbeit und Verständigung versehen, ganz schlicht und einfach die Abtrennung des Saargebiets von Deutschland bewerkstelligen sollte. Die Deutschen an der Saar aber sagten zu 70 Prozent nein! Nicht zu Europa, zur Verständigung und Zusammenarbeit. Wohl aber zu denen, die im Namen all dieser schönen Dinge eine Politik der Meinungsknebelung, der Trennung und des Ausverkaufs trieben.

— Und siehe da! Weder Europa noch die deutsch-französische Verständigung bricht zusammen.

FÜHRER Nach dem Tanz einer kurzen Revolution legte das argentinische Volk seinen Diktator Juan Peron aufs Parkett, der dort zwölf Jahre nach großem Vorbild regiert hatte. Wie seine geistigen Stammväter Hitler und Mussolini hatte auch er sich auf einen Hemdenkult gestützt. Was bei uns die Braunhemden und im Italien des Duce die Schwarzhemden waren, das bedeuteten für Peron — dem dort herrschenden Klima und der Armut angepaßt — die „Descamisados", die Hemdlosen.

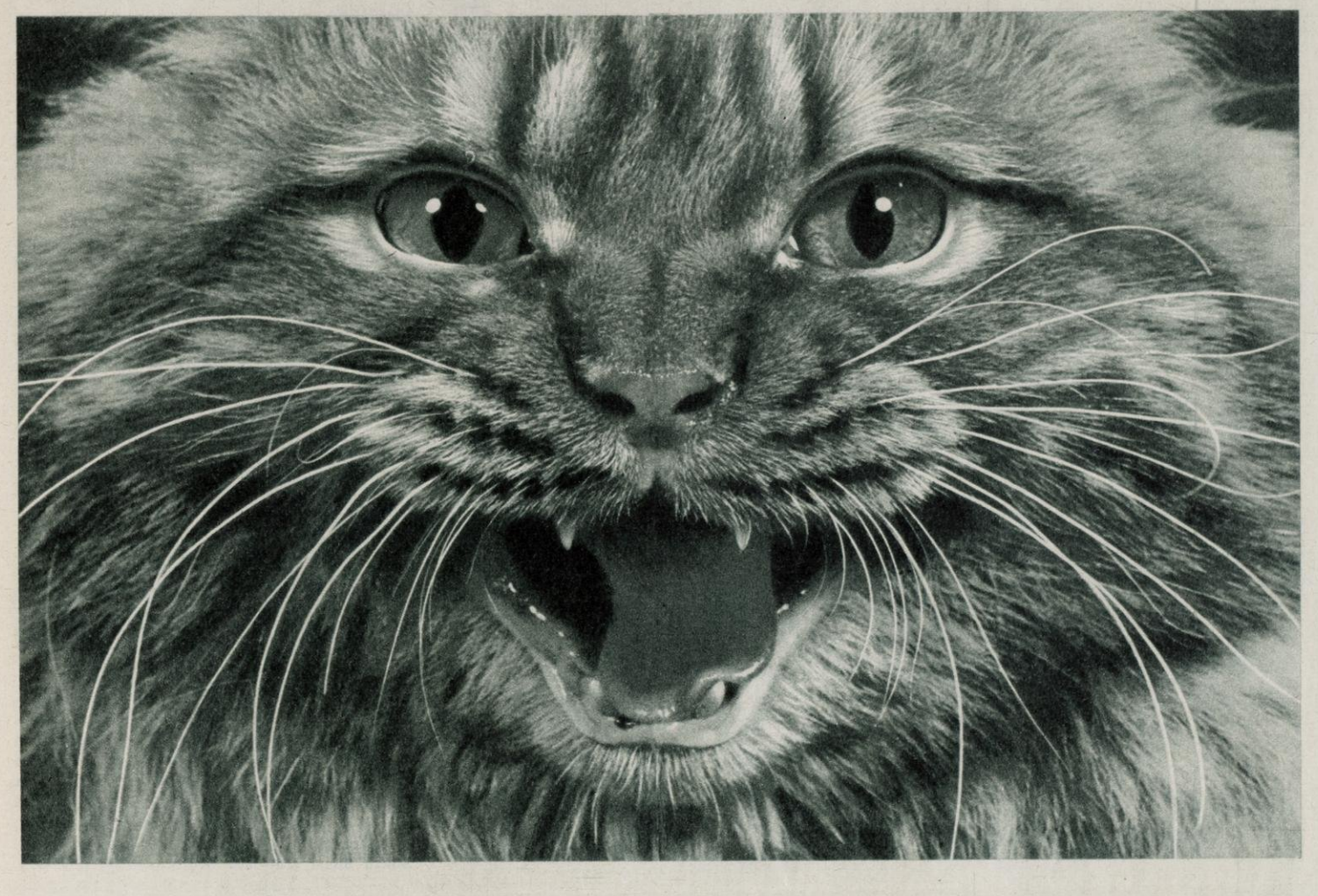
— Im Kleiderschrank des gestürzten Diktators fand man allerdings an die dreihundert Anzüge von besten Schneidern, und das nach Millionen zählende Vermögen des Vaters der Armen ist bei einer Schweizer Bank sicher deponiert!

LOGIK Im Dezember schlossen sich in den USA die beiden Riesengewerkschaften AfL und CIO zusammen. Sie sind der Meinung, daß ein Block von 16 Millionen Arbeitnehmern ernster genommen wird als zwei Gruppen von je 8 Millionen Mitgliedern, die man gelegentlich gegeneinander ausspielen kann.

— Im November gab es bei uns eine Handvoll Leute, die genau der gegenteiligen Ansicht zu sein schienen!

TRADITION Seit sechs Wochen gibt es wieder deutsche Armee-Uniformen. Sie sind besonders schön, und der ganze Bundesgrenzschutz soll sie demnächst anziehen. Sie bringen eine besondere Note in die Frühjahrsmode des kommenden Jahres.

— Was unsere äußere Sicherheit angeht, können wir also dem Jahr 1956 beruhigt ins Auge sehen.



Ein Kater feiert Weihnachten

Von Simon Carmiggelt

Die Weihnachtstage verliefen planmäßig. Die Kinder hatten den Baum geschmückt, wie immer mit viel Geschubse und Stimmenaufwand: „Nimm deine Dreckpfoten weg! Ich darf das Engelshaar aufhängen." „Paps, sie will wieder die Spitze aufstecken, und dabei wollten wir doch drum losen." Als Vater steht man an einem solchen Tag daneben, ein schönes starkes Lachen um den Mund gemeißelt und als Motto das Wort des Dichters: „Rauh rüttelt der Wind an den Scheiben, doch drinnen im Zimmer berät man behaglich ..." Aber die Kinder schlagen so gemütliche Illusionen kurz und klein. Nach ein paar Backpfeifen erstrahlte schließlich der Baum in festlichem Glanz, und die Schmücker gingen Schlittschuh laufen, weil man in diesem Leben kein Vergnügen versäumen darf.

Als ich mit dem Baum allein war, kam der kleine Kater herein. Nun sind solche Tiere nach den hoffärtig menschlichen Begriffen ein bißchen beschränkt, aber sie sehen sofort, wenn etwas in einem Zimmer verändert ist. Über den Christbaum war er baff. Als er aus dem ersten Staunen heraus war, blickte er zu dem Kunstwerk auf wie ein Provinzler, der endlich in die Sixtinische Kapelle gelangt ist. Doch diese fromme Andacht hielt nur kurze Zeit vor. Schon wurde er wieder betriebsam.

Zunächst versuchte er, meine an einem Haar hängende Weihnachtsstimmung einer Zerreißprobe zu unterziehen. Zu diesem Zweck verschwand er unter dem Laken, das auf dem Tischchen mit dem Weihnachtsbaum ausgebreitet war. Ich hörte ihn dort rascheln und herumwirtschaften. Ein Weilchen später sah ich ihn mit einem der Gegenstände, die meine Frau unter dem Tuch aufgestapelt hatte, zum Vorschein kommen. Das war der Anfang einer Reihe asozialer Handlungen. Es begann mit einem Röllchen Garn. Dann folgte eine Schachtel Reißzwecken, die er mit der Vorderpfote behende ins Zimmer hereinstieß wie ein dribbelnder Mittelstürmer, der das Leder spielerisch zum feindlichen Tor bringt.
„Hör auf, du!" schrie ich, als er Gegenstand Nummer 12 in Angriff nahm und mir das Haar meiner weihnachtlichen Geduld riß. Er erschrak sehr über mich, ließ die Rolle Rolle sein und setzte sich wieder unter den Baum. Dabei drehte er sich nach mir um, als ob er sagen wollte: „Ich guck ja bloß, oder darf ich das vielleicht auch nicht?"
„Aber ja nichts anfassen!" sagte ich und begann fügsam die etwas abgestandene Weihnachtsgeschichte zu lesen, mit der eine unserer Zeitschriften dem Fest Glanzlichter aufsetzen wollte.

Beim zweiten Absatz hörte ich's. Es war ein merkwürdig knackendes Geräusch, begleitet von jenem dünnen Glöckchengeklingel, das die Schweizer Bergkühe zum besten geben. Als ich aufsah, entdeckte ich ihn, eine Locke glitzerndes Engelhaar malerisch um die Augen drapiert, im Baum auf dem zweiten Astquirl über dem blauen Engelchen.

„Bist du denn ganz und gar ..."

Ich näherte mich mit den Schritten eines Mannes, der drauf und dran ist, seine Sekundanten zu schicken. „Oje, ich liege schief", sah man ihn denken, doch vorderhand galt das mehr dem Baum, der mit klirrendem Schmuck koppheister zu gehen drohte, da der Kater sich ungestüm zurückzog, um aus meiner Reichweite zu kommen.

„Jetzt aber raus", rief ich hilflos. Er aber fand es ganz gemütlich dort oben und leckte rasch einmal an einem Kringel.

Nun gab es nur eine einzige Möglichkeit, ihn zu fassen, ohne den Baum umzureißen, und das war am Kopf. Ich legte meine beiden Hände unter sein Kinn und zog ihn dann — wie ein Lebensretter einen Ertrinkenden — in voller Länge aus dem Baum. Während er im Leeren hing, strampelte er sich los, drehte einen vollständigen Salto und fiel rücklings auf den Teppich. Ich sah ihn hastig auf seine vier Beine krabbeln und unter dem Schrank verschwinden. Dabei sagte sein vorwurfsvoller Blick: „Das hast du ja wieder mal sauber hingekriegt." Als ich fünf Minuten später noch nichts hörte, packte mich die Reue. „Er hat sich was gebrochen", dachte ich, legte mich der Länge lang auf den Fußboden und rief kläglich in die Finsternis unter dem Schrank: „Komm, ich tu dir nichts mehr!" Schweigen. Vielleicht lag er dort tot unten ... Ob ich mal ganz unter den Schrank kroch? Oder noch mal rufen? Aber als ich da noch so lag und grübelte, sah ich, daß er im Wohnzimmer breitbeinig auf dem Tisch stand und mit viel Appetit den Christstollen fraß.

Für Süßigkeiten ist er nämlich immer zu haben.

Aus dem Buch von: S. Carmiggelt „Alles für die Katz", erschienen im Verlag Albert Langen — Georg Müller, München.

Die Bilder sind dem schönen Bildband „Katzen" von YLLA entnommen, der im Christian Wegner Verlag, Hamburg, erschienen ist.

BERLIN Zwischen den Westalliierten und der Sowjet-Union ist es zu einem neuen Streit über den Status der Viersektorenstadt Berlin gekommen. Wegen der vorübergehenden Festnahme von vier Amerikanern durch die Ostberliner Volkspolizei hatte der amerikanische Stadtkommandant, General Dasher, bei seinem sowjetischen Kollegen, General Dibrowa, protestiert und auf die interalliierten Abmachungen hingewiesen. Der Russe verwies die Westkommandanten an die Pankower Regierung und erklärte, daß Berlin „die nichtbesetzte Hauptstadt eines souveränen deutschen Staates" sei.
— Ja, wenn wir so weit erst einmal wären!

MILCH Trotz der mannigfaltigen Proteste der Bevölkerung hat die Bundesregierung jetzt beschlossen, „noch vor

dem 1. April 1956" den Milchpreis um drei Pfennig je Liter heraufzusetzen. Um den Verbrauchern diese Entscheidung im buchstäblichen Sinne „zu versüßen", beschloß die Bundesregierung, daß diese Maßnahme gleichzeitig mit einer Senkung der Zuckersteuer um 16,5 Pfennig je Kilogramm getroffen würde. Auf diese Weise sei die Mehrbelastung des Verbrauchers ausgeglichen.
— Die Säuglinge werden also zum Ausgleich des Familienbudgets demnächst wechselweise Milch und Zuckerwasser zu sich nehmen müssen.

ZIRKEL Die sich seit Jahr und Tag hinziehenden Abrüstungsverhandlungen in der UNO werden von Zeit zu Zeit durch immer „großzügigere" Atomexplosionen in West und Ost unterbrochen. Diesmal setzte eine gewaltige H-Bombenexplosion in Sowjetrußland die Welt in Schrecken. An verschiedenen Stellen wurde radioaktive Asche in gefährlicher Dosierung registriert. Die auf „Friedensreise" in Indien befindlichen Sowjetführer Bulganin und Chruschtschow beeilten sich zu erklären, daß die Sowjet-Union bereit sei, ihre Atomversuche einzustellen, wenn die Westmächte das gleiche täten. Der Westen wiederum ist zu dem gleichen Entgegenkommen bereit — wenn die Sowjet-Union vorangeht!
— Wenn wir so weitermachen, schaffen wir es noch, die Menschheit auf ganz friedliche Weise auszutilgen, sozusagen nur „auf Probe"!

WURGEGRIFF Gleichsam um seine durch Krankheit ungebrochene Kraft unter Beweis zu stellen, hat Bundeskanzler Dr. Adenauer seiner zweiten Koalitionspartei, der FDP, und ihrem widerspenstigen Vorsitzenden, Thomas Dehler, in einem Ultimatum gedroht, ihr die Ministersessel vor die Tür zu stellen, wenn sie sich nicht verpflichte, bis zur Bundestagswahl 1957 mit ihrem Kanzler durch dick und dünn zu gehen. Zwar hat die FDP zunächst elegant pariert, aber sie spürt genau ihre Ohnmacht gegenüber dem Kanzler, der sie mit einem neuen Wahlgesetz erdrücken könnte.
— Und darum wird sie letzten Endes froh sein, weiterhin den Pantoffelhelden in der Koalitionsehe mit der CDU abgeben zu dürfen.

ZUKUNFT Auf einer großen Europa-Kundgebung am Berliner Funkhaus, an der viele Vertreter der europäischen Ministerprominenz teilnahmen, sagte der belgische Außenminister und sozialistische Europastreiter Paul-Henri Spaak, die europäischen Länder würden in weniger als zwanzig Jahren zu den wirtschaftlich „unterentwickelten Gebieten" gehören, wenn sie ihre Wirtschaftskraft nicht vereinigten. Dies gelte insbesondere für die Anstrengungen zur friedlichen Nutzung der Atomkraft, in denen uns heute schon Amerika und Sowjetrußland weit voraus seien.
— In der Tat, hier — und nicht etwa an der Saar — sollte man fortfahren zu europäisieren!

STRUDEL Weil die Abgeordneten des französischen Parlaments nicht achtgaben und die Regierung Faure statt mit relativer mit absoluter Mehrheit zu Fall brachten, erhielt Ministerpräsident Faure die Möglichkeit, die Nationalversammlung aufzulösen. Er machte von diesem verfassungsmäßigen Recht Gebrauch, und so wird Frankreich in den ersten Januartagen ein neues Parlament wählen müssen. Das geltende Wahlgesetz, um das in den letzten Wochen schwere Kämpfe tobten, benachteiligt die Linke und Mendès-France. Dieser schloß seinen ehemaligen Freund und jetzigen Hauptwidersacher Faure aus der radikalsozialistischen Partei aus, der beide Politiker angehörten.
— In Frankreich wird es also kaum ein fröhliches Weihnachten, wohl aber einen fröhlichen Wahlkampf geben!

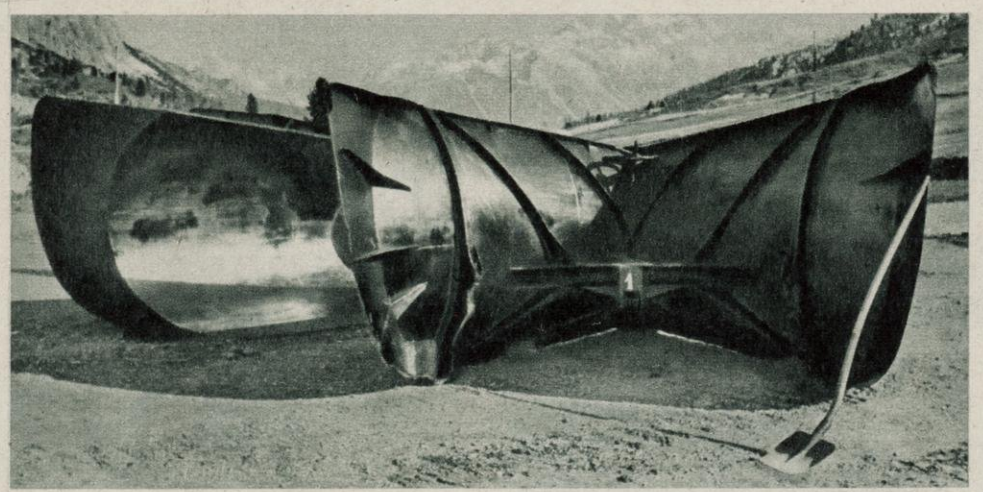
AUFWÄRTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilh. Biedorf. Verantwortl. Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 8 04 81. AUFWÄRTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post viertelj. 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg in Köln.

Bald ist es soweit in Cortina

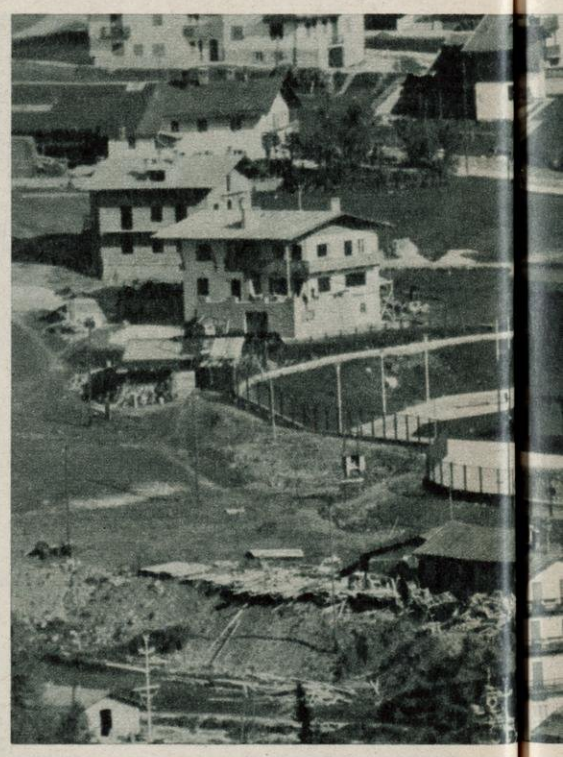
Eine Reportage von Seeger

Fünf Mädchen drehten am 26. Oktober fünf Ringe. Das war die feierliche Einweihung des neuen Olympia-Eisstadions in Cortina d'Ampezzo. (Siehe Bild links.) Aber erst am 26. Januar 1956 werden in dem berühmtesten Winterkurort Italiens die Olympischen Winterspiele beginnen. Unser Berichterstatter meldet jetzt schon aus Cortina: „Äußerste Aktivität im Zeichen der kommenden Winter-Olympiade."

Schnell ein Gruppenfoto! Brav stellt sich das deutsche alpine Damen-Team vor die Kamera unseres Berichterstatters. In Cortina liegt noch zuwenig Schnee, deshalb trainieren die Damen in Cervinia. (Foto oben: Ossi Reichert) Unser Bild zeigt von links nach rechts: Ossi Reichert (26), Evi Lanig (22), Hannelore Franke (22), Nationaltrainer Haider, Mirl Buchner (31), Sonja Sperl (18) und Marianne Seltsam (23).



Die schweren Schneeräumer dürfen sich ausruhen. Noch liegt zuwenig Schnee in Cortina. Zur Olympiade im Januar wird es aber reich damit gesegnet sein. Die Räumer lauern auf allen Straßen, Zufahrten, Plätzen und Wegen ... Was nutzt die beste Organisation, wenn Cortina und seine Olympiagäste im tiefen Schnee versinken werden? Aber die Organisation hat an alles gedacht! (Bild oben)



Das Olympia-Eisstadion von Cortina gilt als die vollkommenste Anlage für sportliche Veranstaltungen. Seit 1952 wurde hier fieberhaft gebaut. Allein dieses Stadion und die Sprungschanze von Cortina kosteten 2½ Milliarden Lire. Die Gefrieranlage besitzt 58 Kilometer lange unterirdische Gefrierröhren. 10 000 Doppelzentner Zement und 3800 Doppelzentner Eisenstangen wurden verarbeitet. (Bild rechts)

Die alten Herrschaften im Tessin

von Jo Mihaly

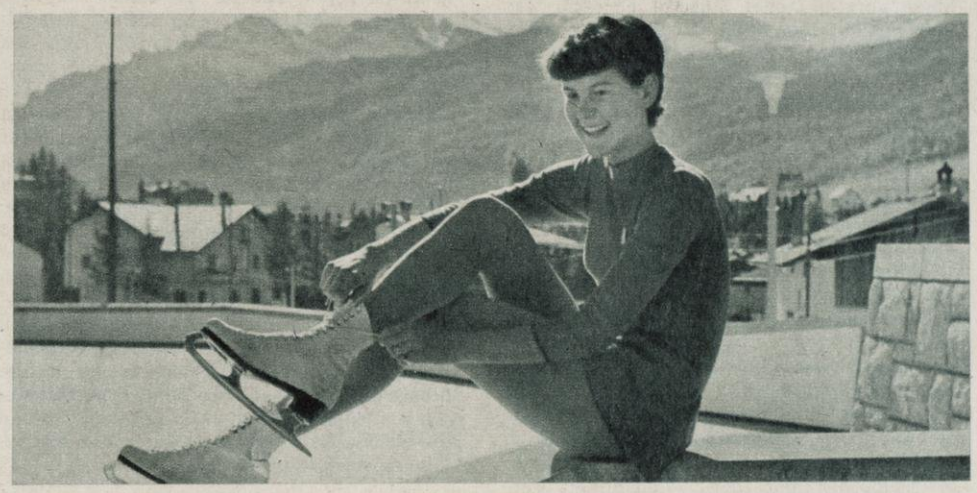
Das ist so bei uns in den Tälern Brauch, daß, wenn einer am Weihnachtstag allein ist, er eingeladen wird, an der abendlichen Feier teilzunehmen. Er mag dann mit Anbruch der Dunkelheit kommen, etwa wenn die Vesperstunde eingeläutet wird, am Kamin niedersitzen und warten, bis die Lichter angezündet werden. Inzwischen kann er vom Rosinenkuchen essen und Wein trinken, soviel er will, es ist alles reichlich da, auch Kaffee. Doch tut er gut daran, den Hunger für den Braten aufzusparen.

Einmal kam die Malerin Margherita auf den Einfall, arme alte Herrschaften, die zwei Kriege aus fremden Ländern zu uns verschlagen hatten, zum Weihnachtsmahl zu laden. Sie wohnte mit ihrer Schwester Albertina in einem schönen Haus, das ihr durch Erbschaft zugefallen war, hatte aber nicht viel mehr als das Nötigste; vom spätern Wohlstand war sie noch weit entfernt. Um aufwarten zu können, wie es sich gehört, bat sie bei reichen Freunden für die Armen; man gab ihr genug, und so duftete es in Albertinas hochgewölbter Küche bald nach den Köstlichkeiten des Weihnachtsschmauses.

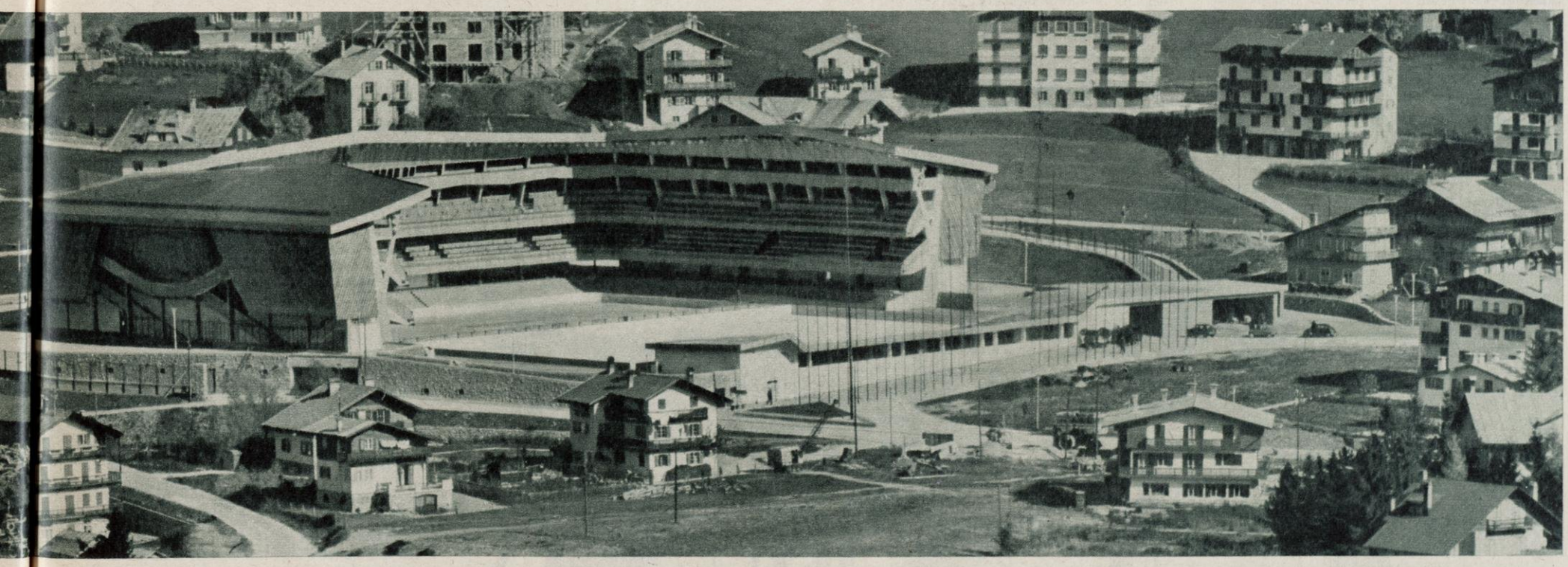
Nun konnten die Gäste kommen. Aber was war das für eine merkwürdige Gesellschaft! Lauter ausgehungerte Alte, einsam wie Bäume im Winternebel — doch diese Haltung! Als wäre jeder Baum eine Meßstange, an der Rang und Würde abzulesen wären. Das knisterte von mürber Seide und Spitzen, klaffte von feinen Rissen und schamhaft zusammengezogenen Löchern, spiegelte von Glanzstellen; das war so vornehm und so abgegriffen wie ein Adelskalender vergangener Zeiten.

Jeder brachte auch ein Geschenk mit, denn mit leeren Händen wollte man nicht kommen. Man hatte bessere Zeiten gekannt, war reich gewesen, hatte auch Gesellschaften gegeben. Jetzt war das gute Leben vorbei, aber Anstand, Höflichkeit, Noblesse waren nicht vorbei. Mit der Zeit wuchsen sie immer mehr darein, so daß sie endlich wirklich waren, was sie schienen: feine Herrschaften. Das Alter war es nicht, das sie prägte, sondern die Armut; seit sie den Blick vom äußeren Besitz ab und dem inneren zugelenkt hatten, wuchs ihr Reichtum, anstatt abzunehmen. Wovon sie lebten? Von irgendwelchen Spenden; irgendein Dach beschützte sie vor dem Wetter, irgendein Lager war ihr Himmelbett. Sie waren zu nichts mehr nütze, denn sie waren schon zu alt, um wie Werktätige zu arbeiten, dennoch flocht der eine Weidenkörbe, die andere schrieb für ein Büro Adressen, der

Den Siegern der Olympischen Winterspiele wird die Siegespalme winken. Es ist die Olympische Medaille, die in drei Stufen verliehen wird: in Gold, Silber und Bronze (Bild links). Nur die Besten der Welt werden sie mit nach Hause nehmen: Eine Erinnerung an den friedlichen Kampf in Cortina d'Ampezzo. Aber auch an die vielen ist gedacht, an die Zuschauer und Touristen, die eine Erinnerung mitnehmen möchten. Die Andenkenindustrie produziert schon auf Hochtouren. Jetzt schon werden kleine Aschenbecher mit dem Cortina-Bild und den fünf olympischen Ringen angeboten oder Skischuhe, die man als Feuerzeug benutzen kann. Übertroffen wird aber alles durch eine Kerze, die das olympische Feuer darstellt, oder ein anderes Talglicht in Form eines Skiläufers. Beim Entzünden des Lichtes schmilzt der Sportsmann zusammen (Bild rechts).



Schon eifrig im Training ist auch die 16jährige Manuela Angeli. Sie stammt aus Cortina d'Ampezzo, das Eisstadion liegt fast vor ihrer Haustür. Unser Berichterstatter traf sie, als sie auf der Umfriedungsmauer ihre Eislaufschuhe anlegte. Sie sagte: „Ich gehöre zu den Glücklichen, die bereits im schönsten Eisstadion der Welt trainieren können." Sie gilt als die schärfste Konkurrentin der italienischen Meisterin Fiorella Negro. Manuela holte sich 1954 beim Pflichtlaufen in Wien die Goldmedaille. Bei den Europameisterschaften in Bozen und Budapest wurde sie Zweite unter den Italienerinnen. Jetzt läuft Manuela unter der Leitung des bekannten Italieners Carlo Fassi, der die olympische Mannschaft der Italiener trainiert . . . Unser Berichterstatter fotografierte die hübsche junge Dame auf dem Eis und sagte ihr: „Ich drücke dir die Daumen!"



dritte schnitt Birkenruten für Besen zurecht und so fort. Über dem einfältigen Tagewerk leuchteten ihre Gesichter vor Stolz, und wann immer sie ein paar Batzen Lohn empfingen, zitterten sie.

Nun also überreichten sie den Schwestern ihre Gaben, während das letzte Blut in ihre Wangen stieg und sie zarten Gläsern glichen, in deren Grund ein Tropfen Rotwein lag. Was sie schenkten, war unsinniges und rührendes Zeug: einen Pompadour aus Stoffresten, eine Katze aus Glas, einen Fächer, von dem die Geberin mit schüchternem Lächeln sagte, daß er aus dem Fundus einer reisenden Schauspielertruppe stamme; ein Buch „Memoiren einer Hofdame", das in einem feuchten Koffer ein halbes Menschenleben überdauert hatte; eine Decke aus Kunstseide, die ein altes Fräulein gestrickt hatte (und es flüsterte Margherita zu, daß es einzig um die Erstattung der Materialkosten bitten müsse, fünf Franken alles in allem . . . und das war genau die Summe, die Albertina in der Schublade für die Feiertage zurückgelegt hatte).

Aufgehäuft auf einem flachen Teller aus Stroh, glichen die Geschenke jenem armseligen und malerischen Plunder, der auf dem Pariser Flohmarkt für wenige Sous zum Verkauf feilgeboten wird. Albertina zog Margherita am Ärmel beiseite und sagte strahlend: „Du mußt das malen . . . nature morte et ridicule —! Zum Totlachen!" Die Malerin warf einen Blick auf den Teller — die Palette war reizend: Grau und Blaßgrün, Altbraun und Schwarz, ein Streifen Gelb und krasses Rosa dazwischen . . . es war nicht übel, hatte Charme. Sie würde es malen.

Inzwischen hatten die alten Herrschaften nach Gebühr bewundert, was es an Bildern und Raritäten im Haus zu sehen gab. Jetzt fanden sie, daß es Zeit sei zu essen und fingen an, auf feine Weise ihren Appetit zu erkennen zu geben, indem sie einander Kochgeheimnisse verrieten und die Speisen rühmten, die in guten Zeiten auf ihrem Tisch gestanden hatten. Margherita und Albertina trugen gehorsam auf, was überm Herdfeuer geschmort hatte — die Suppe mit den eingeschnittenen Omeletten, den gebratenen Truthahn, die Kartoffeln, das Rotkraut, die gedämpften Kastanien, dazu Wein, Weißbrot, Käse und Obst, wie es sich gehört, bis der Tisch ganz mit Speisen bedeckt war und kaum Platz für die schönen Kerzen blieb, die auch darauf standen.

Dann fingen die Gäste an, aufs zierlichste mit Messern, Gabeln und Löffeln zu hantieren, zu tranchieren, zu addieren und zu subtrahieren, indem sie von allem auf den Teller häuften und die Haufen ebenso fleißig wieder in den Mund abtrugen, bis nichts mehr übrig war als die Bratenknochen. Doch als reute sie der Überfluß, packten sie auch die Knochen ein, für Katze und Hund und den Grundstock einer Spartanersuppe. Dabei tranken sie immer hurtig Wein und redeten, brachten einen geistreichen Toast nach dem andern aus, bis ihre Nasen und Wangen glänzten und der helle Schweiß auf Stirn und Oberlippe stand, denn sie waren solche Herrlichkeiten nicht mehr gewöhnt: es übernahm sie.

Die Mitternachtsstunde rückte nahe, und nun sollten sie zur heiligen Messe gehen. Das war in Margheritas Programm vorgesehen. Obwohl sie alle eines anderen oder gar keines Glaubens waren, wickelten sie sich artig in ihre dünnen Mäntel und Schals. Albertina drückte jedem eine brennende Kerze in die Hand, was ihre gute Laune erhöhte, und gemeinsam schwankten sie durch die nächtlichen Gassen zur Kirche.

Hier nahmen sie steif im Kirchgestühl Platz und brannten vor Neugierde, alles zu sehen und zu hören. Weil sie aber alt und viel zu satt waren, wurden sie bald schläfrig und nickten ein. Die Kerze in ihrer Hand wackelte und sank herab, und Albertina hatte viel zu tun, vorsichtig die Flämmchen auszublasen.

Als Margherita die Gäste schlafen sah, betete sie: „Gib ihnen einen schönen Traum", und der wurde ihnen wohl auch zuteil, denn während die Engelstimmen der Klosterschüler einen weihnachtlichen Lobgesang anhuben, breitete sich Frieden wie honiggelbes Licht über die Gesichter der alten Herrschaften. Ihre Züge nahmen die feierliche Leere des Todes an, sie atmeten und schnarchten leise. Nur die älteste Dame war kregel und munter; der genossene Wein, die Sättigung, der Gesang, die Priester und Meßbuben in goldgestickten Gewändern — alles freute sie, am meisten die kleine Krippe mit Maria und Joseph und dem Jususkind. Sie schaute glückselig um sich, und als es niemand sah, öffnete sie die Handtasche und naschte ein Bonbon.

Unter den Gästen war auch ein Baron, der träumte, er sähe seinen ehemaligen Diener ein Portemonnaie aus der Gosse aufheben und es öffnen. Sogleich besann er sich, daß da eine Schuld zu begleichen wäre, und sagte zum Diener: „Sei so gut und bezahl die Rechnung, mein Lieber, Geld wird schon da sein!" Erwachend, war er verwirrt, sich in der Kirche zu finden, und schämte sich, im Traum etwas angeordnet zu haben, was er bei nüchternem Verstand als höchst leichtfertig, ja unehren-

Fortsetzung Seite 16

Für Neger ist Weihnachten später

Erzählung von Kay Boyle

Früher einmal hatte Ben die Leute, Gesunde und Kranke, mit seinem Rollstuhl auf der Strandpromenade spazierengefahren. Aber schon vor Jahren war der hünenhafte Neger ganz in die Dienste Pucks getreten, hatte sich ihm förmlich verschrieben. Puck war mein sehr klein und zierlich gewachsener Großvater. Er kaufte Ben eine dunkelgrüne Jacke und drei wollene Schürzen, damit er sie oft genug wechseln könne und immer adrett aussehe. Ben lernte, bei Tisch zu bedienen und Schuhe zu putzen und mit dem Füllofen und dem Staubsauger umzugehen. Er war so groß, daß er sich bücken mußte, wenn er durch eine Tür trat; und er neigte ehrerbietig seine hohe Gestalt, wenn er die Befehle des kleinen weißen Mannes entgegennahm. Er hätte Puck auf die flache Hand stellen und ihn wie eine silberköpfige Staude knicken können, statt dessen aber dämpfte er ehrfürchtig die Stimme, wenn er mit dem herrischen kleinen Mann sprach. Immer lauschte er dem, was Puck ihm zu sagen hatte, mit gesenktem Kopf, und auch seine dicke Unterlippe senkte sich schlaff, als schäme er sich, so groß und kräftig zu sein und vorzeitig einen kahlen Kopf bekommen zu haben.

Täglich wurde, eins nach dem andern, jedes Zimmer des großen Hauses von den beiden in Beschlag genommen. Die vier Treppenfluchten hinauf und hinunter durchstöberten sie alles: den Heizraum im Tiefgeschoß und den Keller, wo die Duschkammer war mit den Badeanzügen und den alten Schwimmhauben, die dort hingen, an der Waschküche vorbei und die Treppe hinauf in die Bibliothek und das Eßzimmer, durch die Halle und in die Glasveranda hinein und wieder hinaus gingen sie auf ihren Entdeckungsreisen: voran der kleine weiße Mann mit seinem seidenen Hauskäppchen und den wildledernen Pantoffeln und hinter ihm der riesige schwarze Mann in seiner Jacke und Schürze. Und weiter durch die Küche und die Anrichte und die Dienertreppe hinauf und durch die zwei Badezimmer gingen sie und sammelten alles ein, was irgendwo vergessen umherlag. „Hier, fang das da auf, Ben!" sagte Puck, und Ben antwortete: „Jawollah, ich es haben schon hiah in mein Schürze."

Bis in die Gästezimmer und in die Schlafzimmer der Familie erstreckten sich, sobald alle sie verlassen hatten, ihre wunderbaren Forschungsreisen ins Land der Nettigkeit. Ein einzelner Handschuh, die Kappe einer Füllfeder, eine Ansichtskarte aus Honolulu, Zahnbürsten, Wollknäuel, Schulbücher, Armbänder oder Ringe, die neben der Seife auf dem Waschbecken liegengelassen worden waren — alles sammelte sich unfehlbar in Bens Schürze.

dern war, setzte er hinzu: „Herein, herein, wer's immer mag sein!"

Das Zimmer war wie ein Büro eingerichtet: ein Schreibtisch mit Glasplatte, ein Drehstuhl und ein Kartothekschrank. Es lag im obersten Stock, und durch die Fenster sah man auf die Dächer von Atlantic City und auf das weite Meer dahinter, wie es sich lautlos hob und senkte.

Dann sagte man etwa: „Puck, meine Puppe hat einen Schuh verloren." Und er klemmte sich den Kneifer auf die Nase, langte nach einer der Kartothekladen und zog sie zu sich her.

„Schuhe", las er laut und räusperte sich wieder. „Eine linke Herrengalosche, Kittys silberner Pantoffel (fleckig), ein Badeschuh, ein Puppenlackschuh mit Spange —." Er sah fragend über den Kneifer zu einem auf, und wenn man nickte, drückte er auf den Klingelknopf unter der Schreibtischplatte, und Ben erschien.

„Nummer drei B, links", sagte Puck kurz zu ihm, und Ben stieg dann noch höher als bis zu diesem vierten Stock und schob seinen ungeschlachten Körper über die Leiter hinauf und durch die Falltür in den Dachboden. Der Dachboden war blütenrein gehalten und voller nett aufgeschichteter Pappschachteln. An den langen Winternachmittagen kroch Ben hier, auf Hände und Knie gebückt, umher, denn er war zu groß, um aufrecht gehen zu können, und sortierte und bezettelte die gemeinsame Beute und verstaute sie in die Schachteln, während Puck unten bei offener Tür an seinem eleganten Schreibtisch saß und die weißen Kärtchen mit erläuternden Anmerkungen ausfüllte.

„Ein Kinnafäustlingah", rief Ben dann etwa durch die offene Falltür hinunter, und Puck wiederholte: „Ein Kinderfäustling" und fügte hinzu:

„Tu ihn in Nummer sechs G, rechts, Ben! Welche Farbe?"

Ben überlegte einen Augenblick, bevor er antwortete:

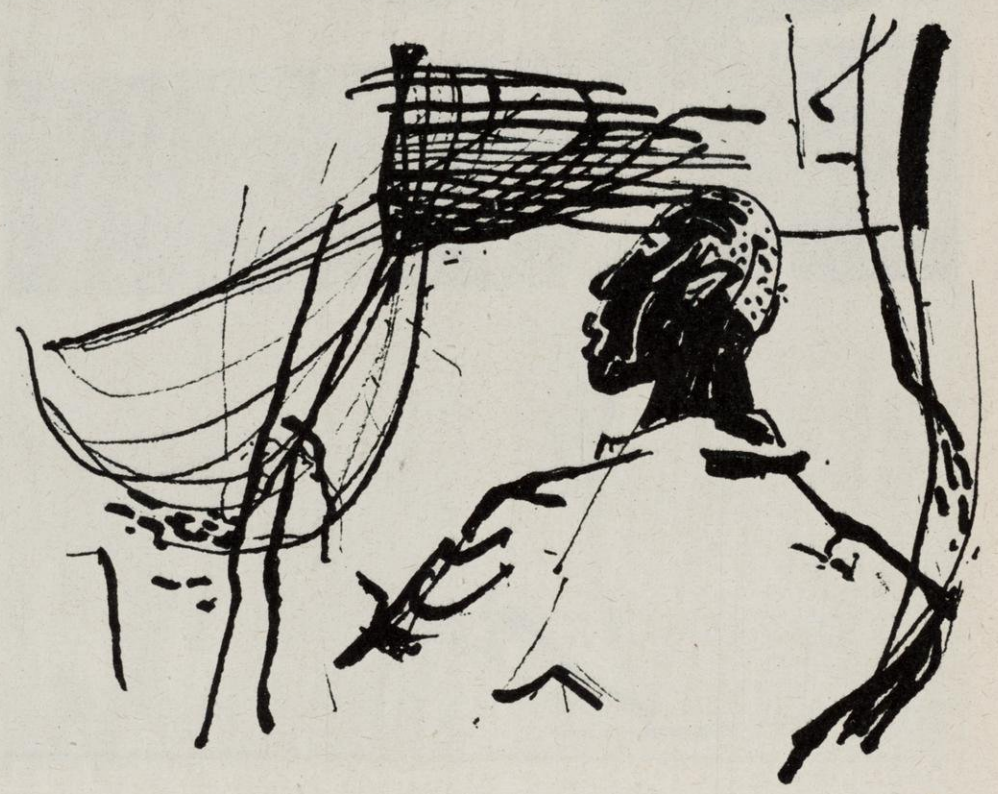
„Ich nix können sagenah. Ich nie nix viel lernen wissen von Farben. Ich nix kommen so weit in Schule."

Ich erinnere mich noch gut an Ben, und ich erinnere mich auch an jenen Weihnachtsmorgen damals und wie er vom Ofenfüllen heraufkam. Es war erst halb sechs, doch er hatte von unten das Licht in der Halle gesehen, das wir angedreht hatten, und er

„Ich meine Stumf auch aufhängen haben", flüsterte er uns durch die Halle zu. „Jawollum, ich das haben. Ihr nur warten eine Minute und schon sehn."

Der Mund stand ihm weit offen vor Vorfreude, und die Zähne blinkten milchweiß aus der Mundhöhle. Er war schon fertig angekleidet, in Jacke und Schürze, oder war es wahr, was Tante Maggie behauptete, daß er die am liebsten gar nicht ablegte, nur die beiden langen, Menschengesichtern ähnelnden Schuhe neben das Bett stellte, vielleicht die grüne Jacke über die Stuhllehne hängte und so schlief?

„Ich mir von niemand hiah nix wünschen haben", sagte er, und seine Stimme zitterte kehlig vor seliger Erwartung. „Ich bloß meine Stumf aufhängen so wie ihr Kinna."



Er hatte ihn ganz in den Falten des Samtvorhangs versteckt aufgehängt, und als er nun hinging und die Falten behutsam auseinanderschob, sahen wir ihn alle: den langen, grauen Frauenstrumpf mit der weißen Naht an der Ferse, einen nagelneuen Strumpf, der kläglich schlaff und hoffnungslos herabhing. Ben hatte ihn dort, wo wir die unsern hingetan hatten, aufgehängt, als es schon

haben", wiederholte er, als verstünde er es nicht und würde es nie verstehen, wie das zugegangen war.

Wir Kinder standen in der hell beleuchteten Halle, die noch kaum besehenen neuen Puppen, die Trompeten und in Seidenpapier gehüllten Päckchen an uns gedrückt, und Ben wandte sich langsam her und sah uns völlig verwirrt an. Nach einer uns sehr lange scheinenden Zeit öffneten sich seine Lippen, ohne daß ein Laut hervorkam, aber dann begann er zu weinen. Er versuchte gar nicht, den Kopf abzuwenden oder sich die Tränen wegzuwischen. Es gab nichts, was ihm zum Trost zu sagen oder zu tun wir uns getraut hätten. Und gleich darauf hörten wir, wie sich oben eine Tür öffnete, und im Schlafrock, auf seinen wildledernen Pantoffeln, kam Puck eilig die Treppe herunter. „Was gibt's hier, was ist denn los? Ben, was treibst du da und führst dich so auf vor den Kindern?"

Sein Blick überflog die Halle und uns, und als er begriff, was los war, steckte er die Hände in die Taschen seines Schlafrocks und sagte:

„Also, Ben, ich wundere mich sehr, daß du dich so gehen läßt. Stehst da, ein Mann von dreißig Jahren, und flennst wie ein kleines Kind!"

„Kinna nix müssen flennen", schluchzte Ben, und die Tränen liefen ihm über's Gesicht, den Blick hatte er immer noch auf die Strümpfe gerichtet, die wir an uns gedrückt hielten.

„Ich auch nix müssen flennen, wenn ich würden Kind sein heute", sagte er.

„Was würden deine Eltern sagen, wenn sie dich so sehen könnten, wie du dich da aufführst am Weihnachtsmorgen!" sagte Puck. Er stand, die Hände in den Taschen, und sah herrisch und herausfordernd Ben von unten bis oben an, bis zu dem tränenglänzenden schwarzen Gesicht.

„Ein baumlanger Kerl wie du, kräftig genug, um das ganze Haus auf seinen Schultern umherzutragen. Wirklich, ich schäme mich für dich!"

Ich erinnere mich, wie Ben dastand, die Hand unter die weit offenen Nasenlöcher der scheinbar knochenlosen Nase legte und die eine Wange hochschob.
„Diese Weihnachtsmann, diese alte —" begann er, aber mein Großvater unterbrach ihn und bewegte dabei ein wenig unbehaglich die Hände in den Taschen seines Schlafrocks.

„Na, na, Ben", sagte er, „so darfst du nicht reden. Vielleicht kommen deine Weihnachten ein bißchen später. Vielleicht, daß der alte Weihnachtsmann — —"

„Das sein meine Weihnachten", sagte Ben, bevor er auf den Zehenspitzen und mit kummervoll hochgezogenen Schultern die Treppe hinunterzusteigen begann.

„Doht sie hangen meine Weihnachten und immah noch wahten —" Und wir wandten uns um und starrten, unsere neuen Spielsachen an uns gedrückt, den langen, grauen Baumwollstrumpf an, den noch niemand getragen hatte und auch nie jemand tragen würde.

Aus dem Amerikanischen von
Herberth und Marlys Herlitschka

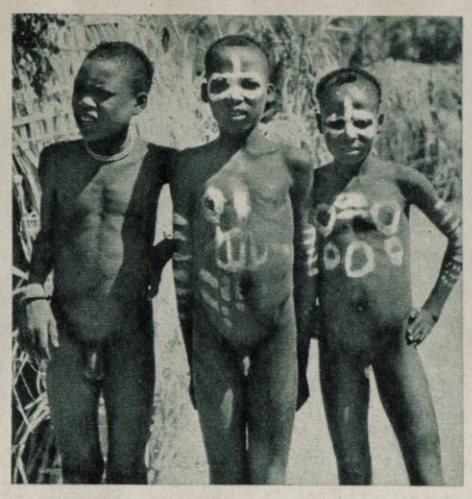
Zeichnungen: Bernhard Müller

„Hier, fang das da auf, Ben!" sagte mein kleiner Großvater, und Ben antwortete: „Jawollah, jawollah, ich es haben schon hiah."

Zu jeder Tageszeit konnte man an die Tür von Pucks Zimmer kommen und anklopfen, und dann hörte man, wie er sich räusperte, bevor er klar und deutlich „Herein!" sagte. Und wenn er sah, daß es eins von uns Kindern war, weil er darauf gelauscht hatte, daß wir in die Halle hinuntergeschlichen waren und miteinander flüsterten. Unsere Strümpfe hingen dick gefüllt an die Samtvorhänge genadelt, wo wir sie gestern abend hingetan hatten. Und während wir sie losmachten und die wundersam raschelnden und knisternden an uns drückten, kam Ben auf Zehenspitzen die Treppe herauf.

ganz dunkel geworden war, aber nun war er noch leer, weil ihn niemand von den Erwachsenen bemerkt hatte.

„Ich doch meine Stumf hiah aufhängen haben", begann er, uns noch den Rücken kehrend, und hob die eine große Hand und fuhr sich über die Stirn und den kahlen Kopf. „Sichah, ich meine Stumf hiah aufhängen



Turkanajungen aus dem Gebiet des Rudolfsees im nördlichen Kenya. Hier gibt's keine Schulen, keine Autos, keine Elektrizität. Hier leben die Jungen noch in der Sippengemeinschaft.

Spielende Kinder sind etwas Seltenes in Afrika. Schon der kleine Junge muß den Eltern helfen. Die Arbeit mit dem primitiven Grabstock ist mühsam unter der heißen Sonne (links).

Die Einführung des Pfadfindertums in Zentralafrika hat für sehr viele Jungen und Mädchen zum erstenmal die Entdeckung einer anderen Form der Gemeinschaft gebracht, als sie bisher in Stamm oder Sippe üblich war. Zum Beispiel war der Begriff „Kameradschaft" etwas unerhört Neues, und die Verpflichtung, jeden Tag eine gute Tat zu verrichten, verlangte eine Umstellung im Denken (oben).

Begegnung mit afrikanischer Jugend

Von Herbert Kaufmann

Es ist gewiß nicht schwierig, mit afrikanischer Jugend zusammenzutreffen, wenn man sich nur die Mühe macht, ohne Hast zu reisen und ohne Überheblichkeit Bekanntschaft zu schließen. Aber es ist schon schwieriger, Denken und Verhalten afrikanischer Mädchen und Jungen zu begreifen. Damit will ich nicht sagen, daß sie grundsätzlich anders sind. Doch das andersartige Milieu, die uns fremden Gebräuche, Sitten, Kulte, die eigenartige Bindung an Familie, Clan und Stamm, endlich die natürliche Kluft zwischen dem unbekannten, flüchtig erscheinenden und bald wieder gehenden weißen Besucher — das alles macht es schwierig. Und trotzdem: in den Bezirken, wo der Junge als Junge, das Mädchen als Mädchen angesprochen wird, wo es um so menschliche Dinge wie Spiel und Kampf, Lachen und Weinen, Leid und Freude geht, sind Begegnungen möglich.

Einige solcher Begegnungen möchte ich herausgreifen. Im Juli 1955 unterhielt ich mich mit dem Leiter eines Klubs für schwarze Jungen in Britisch-Nigeria. Er hatte mir die bescheidenen, aber sauberen Klubräume gezeigt, die Bibliothek, den Pingpongtisch, die Spielwiese. Aber alles war leer. Kein Junge hielt sich dort auf. „Und wo sind nun die Mitglieder des Klubs?" fragte ich. — „Sie arbeiten", sagte er. „Vormittags gehen sie zur Schule, nachmittags arbeiten sie, und abends kommen sie hierhin."

„Dann sind die Jungen alle schon älter?" wollte ich wissen.

Er zog erstaunt die Brauen hoch: „Nein. Sie sind zwischen acht und vierzehn Jahren. Sie besuchen die hiesige Volksschule."

„Und wo arbeiten sie?"

Ich ging durch die Reihen der Hütten, die von den benachbarten Zinnminen angelegt worden waren. Und da fand ich die Jungen. Sie hatten sich aus Kisten und Brettern kleine Stände gebaut. Dahinter saßen sie und verkauften Brot, Melonen, Eier, Zigaretten, Maiskolben, Palmöl, Trockenfisch. Sie saßen ganz ernsthaft da, wedelten die Fliegen von den Waren und warteten auf Käufer. Ich fand andere Jungen, die hüteten Ziegen; einen, der seinem Onkel half das Dach zu decken, zwei holten in großen Kalabassen Wasser, und eine ganze Gruppe war dabei, auf einem betonierten Sockel Wäsche zu klopfen. Die Mädchen standen an den Mörsern, die schweren Holzprügel in den kleinen Händen, und halfen ihren Müttern die Abendmahlzeit vorzubereiten.

Ich fand keine Jungen oder Mädchen, die spielten. Ich sah kein Spielzeug. Keine Puppe.

Keinen Kreisel, keinen Ball — doch halt, einen ganz kleinen Burschen sah ich, der schob an einem Stecken ein hölzernes Rad vor sich her. Als er bei der Gruppe der Wäscher ankam, blieb er stehen und starrte. Er hatte keinen Spielgefährten. Und nun mußte ich daran denken, daß ich ja bei allen Kreuz-und-Quer-Fahrten in Afrika keine spielenden Kinder gesehen hatte (es sei denn, daß Weiße Spiele und Spielzeug eingeführt hatten!), wohl aber tanzende ...

Bei uns in Deutschland würden sich die Jungen wahrscheinlich lächerlich vorkommen, wenn sie tanzen sollten. In Afrika ist ein guter Tänzer der Führer seiner kleinen Gruppe, wird von den Erwachsenen geliebt und angefeuert. In den Bandadörfern am Schari in Französisch-Äquatorialafrika sah ich Dreijährige stundenlang in den Stampftänzen mitziehen. Die jungen Mädchen in den Yakomasiedlungen am Ubangi sind leidenschaftliche Tänzerinnen mit einer langen Tradition und Schulung in diesen Übungen. Tanz gehört zum Leben wie Wasser und Palmöl und frisches Fleisch. Bei den Watussi in Ruanda wird keiner als ein Mann respektiert, der nicht schon als Junge seine Meisterschaft im Tanz — wohl den herrlichsten Tänzen Afrikas! — bewiesen hat.

In ganz Afrika kann höchstens ein Viertel aller Kinder zur Schule gehen. Erst seit diesem Jahr besuchen in Westnigeria alle Kinder die Volksschule. Ich habe öfter dem Schulunterricht beigewohnt. Zwei Dinge fielen mir auf: das ungewöhnliche Interesse der Schüler und das phänomenale Gedächtnis. Dabei wird der Unterricht vielfach in einer europäischen Sprache erteilt. Man stelle sich vor, unsere Volksschüler lernten Rechnen in der Haussasprache und man verlangte von ihnen die gleichen Leistungen wie üblich! Daß mit dem Vordringen der Schule auch die Lebensgewohnheiten langsam geändert werden, liegt auf der Hand.

In Belgisch-Kongo und in Uganda habe ich mit schwarzen Schülern Fußball gespielt und in Stanleyville an einem Pfadfindertreffen teilgenommen. Der Fußball ist neu in Afrika. Und die Pfadfinderschaft auch. Aber bei aller kritischen Beobachtung: Ich vermochte nicht den leisesten Unterschied zwischen gleichaltrigen Gruppen in Europa und jenen dort in Zentralafrika festzustellen. Vom Lagerfeuer bis zum Freistoß, vom Elfmetergeschrei bis zum Räuber-und-Schanditz-Spiel — die gleiche Begeisterung, die gleiche Hingegebenheit an das Spiel, das gleiche Draufgängertum. Ja vielleicht darf man sagen, daß der junge Afrikaner mit größerem Eifer bei der Sache ist, leidenschaftlicher, ja auch zäher, dafür weniger voraussehend, weniger planend.

Ich denke da an einen ganz jungen Mann, einen eben ausgebildeten Landwirtschaftslehrer im nördlichen Togo, im Dorfe Pessidé.

Er sollte dort das Konturenpflügen einführen und die künstliche Düngung. Er kam aus der Stadt Lomé, hatte ein gutes Zuhause gehabt, ein Steinhaus mit vielen europäisch möblierten Zimmern, er war gut gekleidet, sprach fließend Französisch und ein wenig Englisch. Der Dorfhäuptling von Pessidé hatte ihm eine Hütte angewiesen. Es gab kein Bett darin. Er schlief in seiner Decke auf dem Boden. Er bekam nur Kassawawurzeln zum Essen, das er sich selbst bereiten mußte. Die Dörfler widersetzten sich durch passiven Widerstand der Einführung des Konturenpflügens, sie verweigerten die Kunstdüngung. Sie begriffen nicht, warum man mehr erzeugen sollte, als man selbst verbrauchen konnte. Sie störten sich daran, daß der junge Mann Christ war, während sie selbst einem animistischen Fruchtbarkeitskult huldigten. Kurz und gut, er war da, wie man sagt, auf verlorenem Posten. Ich habe ihn längere Zeit in seinem Umgang mit den widerspenstigen Bauern beobachtet. Ich habe ihn nie schreien gehört. Er war immer gleichbleibend freundlich, ja fröhlich, vor allem aber eifrig. Er sprach bei jeder Gelegenheit mit ihnen über die Vorteile seiner Anbaumethode. Er beklagte sich nicht über seine schlechte Unterbringung. Er tanzte mit in ihren Tänzen und saß abends an ihren Feuern. Einmal sagte ich zu ihm, als man gerade wieder einmal seine Ratschläge sabotiert hatte: „Ich bewundere Ihre Geduld." Er lächelte verlegen und erwiderte: „Mein Vater hat drei Frauen, und wir waren zu vierzehn Kindern. Ich habe von ihm gelernt, sehr viel Geduld zu haben, und vom Umgang mit meinen Geschwistern, daß ein neuer Gedanke Zeit braucht, bis man sich ihm unterwirft. Ich habe meinen Geschwistern nämlich beigebracht, mit Messer und Gabel zu essen", fügte er hinzu.

Eine der schönsten Begegnungen mit afrikanischer Jugend hatte ich auf einem Lehrerbildungsseminar an der Westgrenze Kameruns. Die jungen Männer dort kamen aus verschiedenen Gegenden, sprachen ein Dutzend verschiedene Sprachen, und ich hatte sie gebeten, mir in einer Art kurzer Gespräche über ihre Sitten und Gebräuche Beispiele für ihre Sprache auf Tonband zu sprechen. Das taten sie denn gern. Sie gaben mir nicht nur gute und aufschlußreiche Berichte über ihre Sitten, sondern übersetzten anschließend wortgetreu in die europäische Sprache. Sie stellten tausend Fragen über Europa. Sie waren von einer unverbildeten Natürlichkeit und schlichten Höflichkeit, wie wir sie nur selten kennen, aber auch von einem empfindsamen Selbstbewußtsein, das so typisch ist für junge, politisch erwachende Völker.

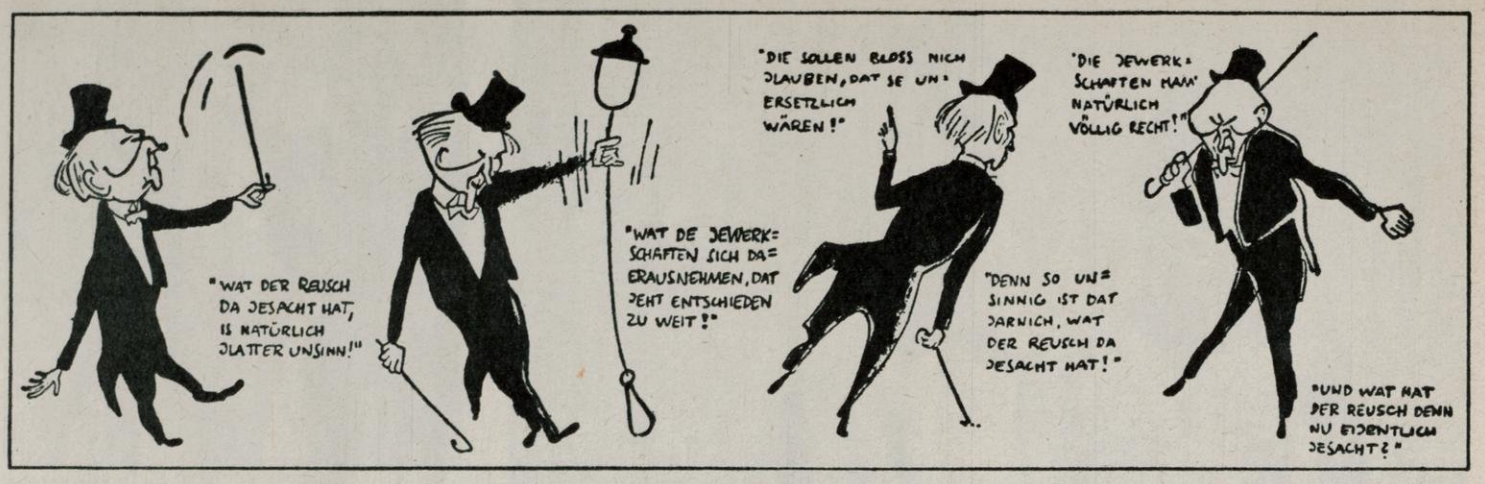
Jugend aus den Slums von Johannesburg, viele von ihnen wachsen ohne Schule auf, leben in überfüllten Baracken, müssen von klein auf die noch kleineren Geschwister betreuen und sind doch sehr fröhliche Menschenkinder, die die Härte und Erbarmungslosigkeit ihrer elenden Umwelt erst begreifen, wenn sie — schon sehr früh — selbst Geld verdienen müssen. (Fotos Herbert Kaufmann)

Karikaturen des Jahres

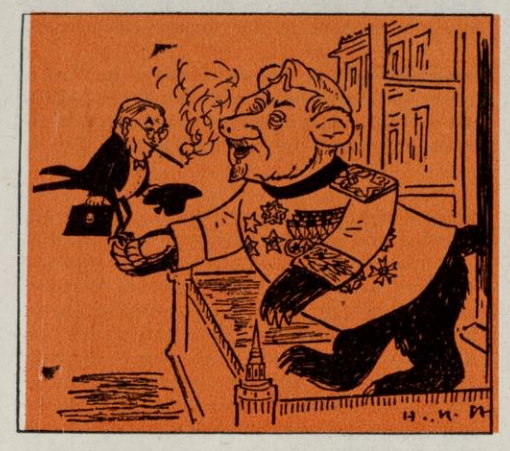
Im Wesen der Karikatur liegt es, die Geschehnisse des öffentlichen Lebens zu übertreiben. Indem sie übertreibt, macht sie Hintergründe sichtbar. Sie verletzt und versöhnt gleichzeitig. Bisweilen ersetzen Karikaturen lange Leitartikel. Es hat in Deutschland Diktatoren gegeben, die Karikaturen gesammelt haben, aber nur die aus der Auslandpresse, denn im eigenen Lande durften sie nicht karikiert werden, weil sie sonst lächerlich geworden wären. Dazu verboten sie dem Volk den Bezug der Auslandpresse. In der Diktatur besteht die Regierung aus Halb- und Ganzgöttern.

Die Demokratie braucht keine Götter. Der Zeichenstift des Karikaturisten kann auch die Regierungsvertreter in ihren Schwächen und Irrtümern darstellen. Und das ist gut so. Die Karikaturisten verhindern sehr oft, daß die Vertreter der Demokratie dauernd auf dem hohen Roß bleiben. Schon mancher ist durch eine gute Karikatur zum Absteigen gezwungen worden. Wenn er Humor und Einsicht hat, bekennt er sich geschlagen. Hat er diese Eigenschaften nicht, dann bekommt er Diktaturgelüste. Aber dann stößt er sich am Wesen der Demokratie, die dem Zeichner seine Freiheit lassen muß. Schwierig. Es bleibt ihm am Ende nichts übrig, als gute Miene zum Spiel der Zeichner zu machen.

Hadobu



Wer niemals einen Reusch gehabt . . .



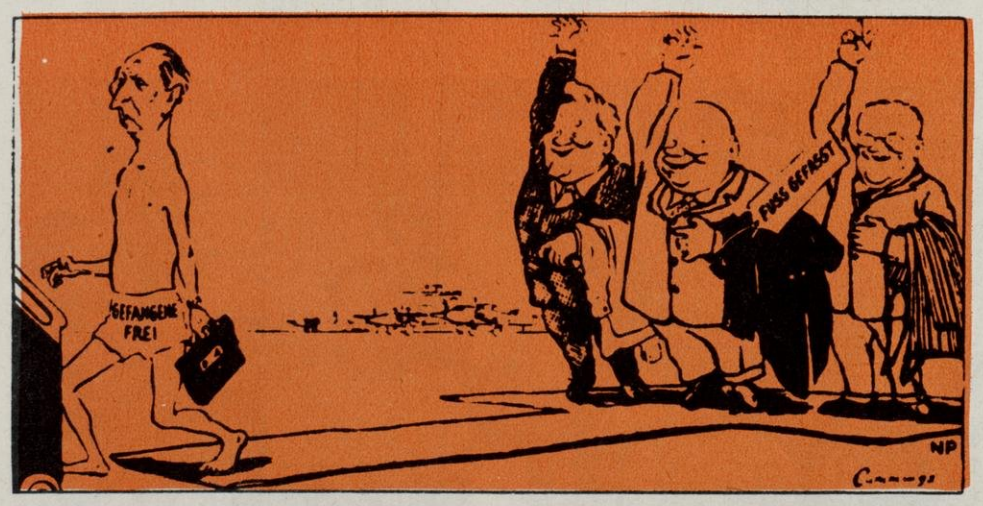
Der mutige Raab

Staatsbesuch in Canossa

„Ah — wie wohltuend, diese Entspannung . . ."

Wehrgesetz, Sozialreform, Finanzreform

„Wie schön könnte die Welt sein, wenn er nicht immer dazwischen säße!"



In folgenden Zeitungen sind im Jahre 1955 diese Karikaturen erschienen:

Die Weltwoche, Zürich (3)

Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung, Stuttgart (2)

Bremer Nachrichten

Algemeen Handelsblad, Amsterdam

Daily Express, London

Hamburger Echo

„Liebe Güte, da ist sie ja wieder!" →

Der Rubel, den man nicht ausgeben konnte

Ein Weihnachtsmärchen von Nikolai Lesskow

Es gibt einen Aberglauben, nach dem man durch Zauber einen Heckrubel erhalten kann, das heißt, einen Rubel, der immer wieder heil in der Tasche steckt, wie oft man ihn auch ausgibt. Allein, um einen solchen Rubel zu erhalten, muß man zuvor große Ängste ausstehen. An alle diese Ängste kann ich mich nicht mehr erinnern, doch weiß ich, daß man unter anderem eine ganz schwarze Katze ohne die kleinste Zeichnung nehmen und sie in der Weihnachtsnacht an einer Kreuzung von vier Straßen, von denen die eine unbedingt auf den Friedhof führen muß, feilzubieten hat. Man muß dort stehenbleiben und die Katze an sich drücken, bis sie miaut, und dabei die Augen fest zukneifen. All das muß man wenige Minuten vor Mitternacht tun, denn genau um Mitternacht wird jemand kommen, der die Katze kaufen will. Der Käufer wird sehr viel Geld für das arme Geschöpf bieten, doch soll

Indisches Mädchen

Foto: Illa Roeder

der Verkäufer unbedingt nur einen Rubel verlangen, nicht mehr und nicht weniger als einen Silberrubel. Der Käufer wird mehr bezahlen wollen, man muß aber hartnäckig auf dem einen Rubel bestehen. Wenn man diesen schließlich erhält, soll man ihn in die Tasche stecken und mit der Hand festhalten und so schnell wie möglich weggehen, ohne sich umzusehen. Eben dieser Rubel kann nicht ausgegeben werden, denn so oft man auch für etwas damit bezahlt, immer kehrt er wieder in die Tasche zurück. Hat man zum Beispiel hundert Rubel zu bezahlen, braucht man nur hundertmal in die Tasche zu greifen und jedesmal einen Rubel herauszunehmen. Das ist natürlich ein unmöglicher Aberglaube, doch gibt es einfache Leute, die zu glauben geneigt sind, daß man wirklich solche nicht ausgebbaren Rubel erhalten kann. Als ich ein kleiner Junge war, glaubte ich auch daran.

Einmal, als die Kinderfrau mich in der Weihnachtsnacht zu Bett brachte, sagte sie, daß heute bei uns auf dem Dorf viele Leute nicht schlafengingen, sondern Karten legten, wahrsagten und sich einen „nicht ausgebbaren" Rubel besorgten ... Sie erklärte, wie den Leuten, die ausgingen, einen Heckrubel zu erwerben, jetzt immer ängstlicher zumute wurde, da sie gleich an dem Kreuzweg dem Teufel von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen und mit ihm um die schwarze Katze feilschen würden. Andererseits stünden ihnen die größten Freuden bevor ... Was konnte man nicht alles für schöne Sachen für den unausgebbaren Rubel kaufen! Was täte ich nicht alles, wenn mir so ein Rubel in die Hände fiele. Ich war damals erst acht Jahre alt, aber schon in Orjol und Kromy gewesen und kannte einige hervorragende Erzeugnisse der russischen Kunst, wie sie Kaufleute zum Weihnachtsmarkt in unsere Gemeinde brachten.

So wußte ich, daß es sowohl gelbe Pfefferkuchen mit Honig als auch weiße mit Pfefferminzgeschmack gab, Zuckerstangen und Lutschstengel, gewöhnliche und geröstete Nüsse und für wohlgefüllte Börsen sogar Rosinen und Datteln. Außerdem hatte ich Bilder mit Generalen gesehen und eine Menge anderer Sachen, die ich alle nicht kaufen konnte, da ich für meine Ausgaben nur einen einfachen Silberrubel bekam und keineswegs einen Heckrubel. Aber da beugte die Kinderfrau sich über mich und flüsterte mir zu, diesmal werde alles anders sein, meine Großmutter besitze einen solchen Heckrubel und habe beschlossen, ihn mir zu schenken, nur müßte ich sehr aufpassen, um diese wunderbare Münze nicht zu verlieren. Sie habe eine zauberhafte, sehr kapriziöse Eigenschaft.

„Was für eine?" fragte ich.

„Das wird dir die Großmutter sagen. Jetzt aber schlafe, und morgen, wenn du aufwachst, bringt dir die Großmutter den Heckrubel und sagt dir, wie du damit umgehen sollst."

Von diesem Versprechen beglückt, bemühte ich mich, sofort einzuschlafen, damit das Warten auf den Heckrubel nicht allzu quälend wurde.

Die Kinderfrau hatte mich nicht getäuscht. Die Nacht verging im Flug, und schon stand Großmutter in ihrer großen Haube mit den Rüschen an meinem Bettchen und hielt eine neue, strahlende Silbermünze in ihrer weißen Hand.

„Nun, da hast du einen Heckrubel", sagte sie. „Nimm ihn und begib dich in die Kirche. Nach dem Essen gehen wir Alten Tee bei Väterchen Wassili trinken, und du darfst allein, ganz allein auf den Weihnachtsmarkt gehen und kaufen, was du willst. Du kaufst einen Gegenstand, greifst in die Tasche und bezahlst mit deinem Rubel, und er wird trotzdem wieder in deiner Tasche sein."

„Ja", sagte ich, „ich weiß das schon." Dabei drückte ich meine kleine Faust fest über dem Rubel zusammen. Großmutter fuhr fort:

„Der Rubel kehrt zurück, das ist richtig. Das ist seine gute Eigenschaft. Man kann ihn auch nie verlieren; doch hat er auch sehr unbequeme Eigenschaften: er kehrt nämlich nur so lange in deine Tasche zurück, wie du für dich oder andere nützliche oder notwendige Dinge einkaufst; wenn du aber auch nur für einen Groschen etwas vollkommen Überflüssiges erstehst, so wird der Rubel im selben Augenblick verschwinden."

„Oh, Großmütterchen", erwiderte ich, „ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir das gesagt haben, doch glauben Sie mir, ich bin schon nicht mehr so klein, daß ich nicht weiß, was nützlich und was unnütz auf der Welt ist."

Die Großmutter schüttelte den Kopf, lächelte und sagte, sie zweifle daran. Doch ich versicherte ihr, ich wisse, wie ein reicher Mensch zu leben habe.

„Um so besser", sagte die Großmutter. „Aber denk trotzdem an das, was ich dir gesagt habe."

„Seid unbesorgt. Ihr werdet sehen, ich werde eine Menge der schönsten Sachen zu Vater Wassili bringen und meinen Rubel noch heil und ganz in der Tasche haben."

„Um so besser", erwiderte die Großmutter, „doch sei nicht allzu selbstgewiß und denke daran, daß es gar nicht immer so leicht ist, das Notwendige vom Überflüssigen zu unterscheiden, wie man denkt."

„Könntet Ihr in diesem Fall nicht mit mir auf den Markt gehen?"

Großmutter willigte ein, warnte mich aber, daß sie mir keine Ratschläge geben oder mich vor Fehlern und Übereilungen würde zurückhalten können. Denn derjenige, dem der unausgebbare Rubel gehört, kann von niemand Ratschläge annehmen, sondern muß seinen eigenen Verstand benutzen.

Das Wetter war herrlich, ein leichter Frost mit wenig Feuchtigkeit. Es roch nach weißen Bauernstrümpfen, Lindenbast, Hirse und Lammfellen. Viele Leute waren zusammengeströmt, und alle trugen ihre besten Kleider. Die Buben aus den reichen Familien hatten den von ihren Vätern erhaltenen Groschen bereits für tönerne Pfeifchen ausgegeben, auf denen sie ein teuflisches Konzert vollführten. Die ärmeren Kinder dagegen, die keinen Groschen erhalten hatten, spitzten nur sehnsüchtig die Lippen. Ich sah, daß sie ebenfalls brennend gern über so ein Musikinstrument verfügt hätten, um aus ganzer Seele in der allgemeinen Harmonie zu verschmelzen und ... ich blickte Großmutter an.

Tönerne Pfeifchen waren nicht gerade unentbehrlich und auch nicht nützlich, doch das gütige Gesicht der alten Frau trug einen Ausdruck der Zufriedenheit, den ich für Zustimmung nahm. Ich griff sogleich in die Tasche, holte meinen Heckrubel heraus, kaufte eine ganze Schachtel Pfeifchen und verteilte sie an die Kinder, die sofort aus Leibeskräften darauf zu blasen anfingen. Großmutter und ich gingen weiter, und sie sagte: „Du hast recht getan, auch die armen Kinder wollen spielen und vergnügt sein, und wer die Möglichkeit hat, ihnen eine Freude zu machen, der soll es tun. So fahr denn, zum Beweis, daß ich recht habe, noch einmal in deine Tasche und sieh nach, wo dein Heckrubel ist. Ich tat, wie sie gesagt hatte, und spürte meinen Heckrubel in der Tasche.

Daraufhin trat ich an eine der Buden, in der Stoffe und Tücher feilgehalten wurden, kaufte für jedes unserer Mädchen ein Tüchlein — rosafarben oder hellblau, und für die alten Frauen lila Kopftücher. Dann kaufte ich für die Tochter unserer Beschließerin, die bald heiraten wollte, zwei Schnallen aus Karneol, wobei ich allerdings nicht ganz sicher war; doch Großmutter sah noch immer zufrieden aus, und der Rubel war auch nach diesem Kauf nach wie vor in meiner Tasche.

„Es gehört sich, daß eine Braut sich herausputzt", sagte Großmutter, „dies ist ein sehr wichtiger Tag im Leben jedes Mädchens, und es ist lobenswert, ihr eine Freude zu machen — denn wenn der Mensch sich freut, betritt er den neuen Lebensweg zuversichtlich, und vom ersten Schritt hängt soviel ab."

Dann kaufte ich auch für mich selbst sehr viel Süßigkeiten und Nüsse und in einer anderen Bude ein dickes Buch, „der Psalter", das gleiche, das immer auf dem Tisch unserer Viehhirtin lag. Die arme Alte hatte das Buch sehr geliebt, doch leider war es auch nach dem Geschmack des Zuchtkälbchens, das mit ihr die Hütte teilte. Das Kälbchen hatte zuviel freie Zeit für sein Alter und verbrachte diese damit, die Ecken aller Seiten des Psalters abzuknabbern. So war die arme Alte um das Vergnügen gebracht, die Psalmen, die ihr Trost schenkten, zu lesen oder zu singen, und war sehr traurig darüber.

Ich war sicher, daß es weder sinnlos noch überflüssig war, ihr den neuen Psalter zu kaufen. Und so war es auch: denn als ich die Hand in die Tasche steckte, war mein Rubel wieder an seinem Platz.

Ich kaufte immer mehr und mehr, alles, was meiner Meinung nach notwendig war, und sogar ziemlich gewagte Sachen wie z. B. einen reichverzierten Hüftgurt für unseren jungen Kutscher Konstantin und dem lustigen Schuhmacher Jegor eine Handharmonika.

Im selben Augenblick näherte sich mir Gott weiß von wo der Jahrmarktshändler mit dem dicksten Bauch von allen, nahm die Mütze ab und sprach:

„Ich bin hier der Dickste und Gewitzigste, und mich könnt Ihr nicht täuschen. Ich weiß, daß Ihr alles kaufen könnt, was es auf diesem Jahrmarkt zu kaufen gibt, weil Ihr einen Heckrubel habt. Und doch gibt es etwas, was Ihr auch mit diesem Rubel nicht kaufen könnt."

Fortsetzung Seite 10

Der Rubel, den man nicht ausgeben konnte

Fortsetzung von Seite 9

„Gewiß, wenn es ein unnützes Ding ist, werde ich es natürlich nicht kaufen."
„Was heißt »unnütz«? Würde ich Euch denn davon sprechen, wenn es unnütz wäre? Schaut Euch lieber um und seht, von wem wir umringt sind, obwohl Ihr doch einen Eckrubel habt. Ihr habt für Euch nur Süßigkeiten und Nüsse gekauft, den anderen dagegen eine Unmenge nützlicher Sachen, und wie vergelten sie Eure Wohltaten? Schon jetzt haben alle Euch vergessen."
Ich sah mich um. Zu meinem großen Erstaunen standen der dicke Budenbesitzer und ich ganz allein da, und keine Sterbensseele war in unserer Nähe. Auch Großmutter war verschwunden. Alle Jahrmarktbesucher umringten jetzt einen großen, hageren Mann, der über dem Halbpelz eine lange, mit glasartigen Knöpfen besetzte Weste trug, von denen, wenn er sich bewegte, ein schwaches Flimmern ausging.
„Ich sehe nichts Besonderes an dem Mann", erklärte ich meinem neuen Gefährten.
„Mag sein, aber Ihr müßt doch sehen, wie es allen gefällt. Schaut nur, auch Euer Kutscher Konstantin mit seinem geckenhaften Gurt folgt ihm und Jegor, der Schuhmacher, mit seiner Handharmonika, die Braut mit den Schnallen und sogar die alte Viehmagd mit ihrem neuen Buch. Von den Kindern mit den Pfeifchen gar nicht zu reden."
Wirklich umringten alle diese Leute den Mann mit den gläsernen Knöpfen, und die Buben pfiffen seinen Ruhm auf ihren Pfeifchen. Ärger stieg in mir auf. Ich fand das alles überaus kränkend und hatte das Gefühl, ich müsse den Mann mit den Glasknöpfen übertrumpfen.
„Und Ihr denkt, er ist mächtiger als ich?"
„Ja, das denke ich", antwortete der Dickwanst.
„Schön, dann werde ich Euch gleich zeigen, daß Ihr Euch irrt!" rief ich, lief eilig auf den Mann zu und sagte:
„Hören Sie, wollen Sie mir nicht Ihre Weste verkaufen?"
Der Mann mit den Glasstückchen drehte sich im Sonnenlicht zu mir um, so daß von den Knöpfen seiner Weste ein schwaches Flimmern ausging, und erwiderte:
„Aber gern, ich will sie Ihnen gern verkaufen, nur ist sie sehr teuer."
„Keine Sorge, sagen Sie mir nur schnell den Preis."
Er lächelte verschmitzt und meinte:
„Sie scheinen noch sehr unerfahren zu sein, wie es für Ihr Alter paßt; Sie scheinen nicht recht zu verstehen, worum es sich handelt. Meine Weste selbst kostet gar nichts, denn sie leuchtet weder, noch wärmt sie. Aber Sie werden mir einen Rubel für jedes der an die Weste genähten Glasknöpfchen geben, denn obwohl diese ebenfalls weder leuchten noch wärmen, können sie doch sekundenlang ein wenig flimmern, was allen Leuten sehr gefällt."
„Schön", erwiderte ich, „ich will Ihnen einen Rubel für jeden Ihrer Knöpfe geben. Ziehen Sie schnell die Weste aus."
„Nein, belieben Sie zuvor das Geld aufzuzählen."
Ich steckte die Hand in die Tasche und zog meinen Rubel hervor, allein, als ich mit der Hand zum zweitenmal in die Tasche fuhr, da... da war sie leer... Mein nicht auszugebender Rubel war nicht zurückgekehrt... Er war verloren, verschwunden, weg. Und alle rundherum schauten mich an und lachten. Ich brach in bittere Tränen aus... und erwachte.
Es war Morgen: An meinem Bett stand Großmutter mit ihrer großen, weißen Haube und hielt einen neuen Silberrubel in der Hand, der das übliche Weihnachtsgeschenk bildete, das sie mir zu geben pflegte.
Da begriff ich, daß alles, was ich gesehen hatte, sich nicht in Wirklichkeit, sondern im Traum zugetragen hatte, und erzählte ihr schnell, warum ich weinte.
„Dein Traum ist gut", sagte Großmutter, „besonders, wenn du ihn richtig deutest. Der unausgebbare Rubel ist meiner Ansicht nach das Talent, das die Vorsehung jedem Menschen bei der Geburt schenkt. Dieses Talent wächst und entwickelt sich, wenn der Mensch Mut und Kraft an der Gabelung der vier Straßen beweist, von denen eine offensichtlich zum Friedhof führen muß. Der Heckrubel, das ist jene Kraft, die der Wahrheit und Tugend zum Nutzen der Menschheit dient, ein Dienst, der dem Menschen mit gütigem Herzen und klarem Verstand die größte Befriedigung gewährt. Der Mann mit der Weste über dem warmen Halbpelz ist die Eitelkeit, denn eine Weste über dem Halbpelz ist nicht notwendig, ebensowenig, wie es notwendig ist, daß man uns folgt und uns rühmt. Eitelkeit verdüstert den Verstand. Kaum hattest du etwas Gutes getan, und zwar sehr wenig im Vergleich zu den Möglichkeiten des Heckrubels, wandtest du dich ab von mir, die ich in deinem Traum die Lebenserfahrung darstelle. Es war nicht mehr dein größter Wunsch, den anderen Gutes zu tun, sondern du wolltest gerühmt werden. Du wünschtest, die völlig überflüssigen Glassplitter zu besitzen, und dein Rubel schmolz dahin. So gehörte es sich auch, und ich freue mich, daß du eine solche Lehre im Traum erhalten hast. Ich wünschte sehr, dieser weihnachtliche Traum möge dir in Erinnerung bleiben. Doch jetzt wollen wir zur Kirche gehen und dann nach der Messe alles das kaufen, was du in deinem Traum für die armen Menschen eingekauft hast."
„Ausgenommen eines, liebes Großmütterchen."
Großmutter lächelte und sagte: „Nun gewiß, ich weiß, daß du die Weste mit den gläsernen Knöpfen nicht mehr kaufen willst!"
„Nein, und auch die Süßigkeiten nicht, die ich im Traum für mich gekauft habe."
Großmutter dachte nach und sagte dann:
„Ich sehe nicht ein, warum du dir dieses kleine Vergnügen versagen sollst, doch... wenn du mit diesem Verzicht ein viel größeres Glück erkaufen willst, dann... dann verstehe ich dich..."
Und plötzlich hielten wir uns umarmt und sagten gar nichts mehr, sondern brachen in

Tränen aus. Großmutter hatte erraten, daß ich beschlossen hatte, an diesem Tag all mein weniges Geld nicht für mich auszugeben. Und als ich das dann wirklich getan, war mein Herz erfüllt von einer Freude, wie ich sie noch nie erfahren hatte. In diesem Verzicht auf kleine Freuden zum Wohle der andern empfand ich zum erstenmal das, was die Menschen mit dem verführerischen Wort vollkommenes Glück bezeichnen, den Zustand, da man nichts mehr wünscht.
Jedermann hat die Möglichkeit, in seiner gegenwärtigen Lage mein Experiment zu wiederholen, und ich bin überzeugt, er wird in meinen Worten keine Unwahrheit, sondern die volle Wahrheit finden.

Deutsch von Peter Ellis

Zeichnungen: Bernhard Müller

Herrliche Zeiten Schöne Aussichten

Bundesrepublikanische Wochenbilanz eines Zeitungsmannes von Peter Miska

Morgenluft

Montag: Unterredung mit einem General der früheren deutschen Wehrmacht. Der ehemalige General, der schon seit langem eine leitende Position in einem Bonner Ministerium hat, teilt im Offiziersjargon mit, was er vom Parlament und den Parlamentariern hält: „Dauert ja ewig, bis die mal so'n Gesetz durchkriegen. Und wenn's dann endlich durch is', dann haben die — siehe Freiwilligengesetz — was ganz anderes draus gemacht, als wir gemeint haben. Grenzt schon bald an Sabotage, was da getrieben wird im Parlament. Die Herren Parlamentarier bestimmen, wer in der neuen Armee Offizier wird und wer nicht. Wo gibt's denn so was! Is' ja direkt diskriminierend."

Die etwa 50 Jahre alte Forderung des stockkonservativen preußischen Abgeordneten Elard von Oldenburg-Januschau — „Man müßte die Quatschbude mit einem Leutnant und zehn Mann ausheben" — wiederholte der General nicht. Aber der Ton, den er anschlug, war ganz der des Herrn von Oldenburg-Januschau. Der General auf dem Bonner Beamtensessel gehört zu der in letzter Zeit immer stärker werdenden Gruppe Morgenluft witternder Militärs, die vom Parlament nur noch in diesem Ton redet. Und er gehört natürlich auch zu den ehemaligen Berufssoldaten, denen unsere Parlamentarier durch das sogenannte 131er-Gesetz zu schönen Posten und einem gesicherten Lebensabend verholfen haben. Es wird nicht mehr lange dauern, und der Herr General a. D. wird wieder ein General in Diensten sein — in Diensten der neuen deutschen Armee. Herrliche Zeiten, schöne Aussichten!

Bankrotterklärung

Dienstag: Unterredung mit einem Oberstaatsanwalt. Wir sprechen über einen Fall, der — soweit die Ermittlungen gediehen sind — alles andere als eine Bagatellsache ist: Ein Mann mit viel Geld und weitreichenden Beziehungen ist die Hauptperson. Niemand behauptet zur Stunde, daß er schuldig ist.

Wir wollten auch gar keine Geheimnisse von dem Herrn Oberstaatsanwalt erfahren — schon deshalb nicht, weil wir uns gut vorstellen können, daß er im Augenblick kaum mehr weiß als wir. Was wir wollten, war: einen Rat bei einem höheren Justizbeamten einholen. Aus diesem Grund stellten wir schließlich an den Mann, der dafür zu sorgen hat, daß niemand durch die Maschen des Gesetzes schlüpft, die Frage: „Sitzen wir auf dem richtigen Pferd?"

„Hm...", machte der Oberstaatsanwalt und wiegte den Kopf. „Das ist so eine Sache. Sehen Sie, ein kleiner Betrüger — sagen wir, ein Mann, der in der Gastwirtschaft ein Bier bestellt und nicht bezahlt —, den kann man leicht fassen. Aber einen großen Betrüger zu überführen — das ist schwierig, sehr schwierig. So möchte ich auf Ihre Frage antworten: Moralisch sitzen Sie möglicherweise auf dem richtigen Pferd, juristisch höchstwahrscheinlich auf dem falschen."

So gewaltig ist also heutzutage in unserem Rechtsstaat der Unterschied zwischen „moralisch" und „juristisch", wenn sich's um einen „Großen" handelt, wohlbemerkt. Schöne Aussichten!

Blitzverfahren

Mittwoch: Unterredung mit der Ehefrau eines suspendierten Kommunalbeamten, der Mitglied der Kommunistischen Partei ist und seit zehn Monaten im Gefängnis sitzt. Grund der Inhaftierung: Verdacht auf Hochverrat. Dagegen ist im Prinzip nichts einzuwenden. Wenn er Hochverrat begangen hat, soll er vor die Richter; soll er verurteilt werden. Und damit man uns keinesfalls mißversteht: Wir haben nichts — aber auch rein gar nichts — für Kommunisten übrig, die uns den „Segen ihrer Errungenschaften", die uns ihre Diktatur bringen wollen.

Nur: jener Mann (er ist übrigens Jurist) sitzt seit zehn Monaten in Untersuchungshaft, ohne daß gegen ihn Anklage erhoben wurde. Seit über einem Dreivierteljahr ist er „der Tat dringend verdächtig". Ebensolange steht es (für den Herrn Bundesanwalt) fest, daß der Beschuldigte „zur Beseitigung unserer augenblicklichen Regierung unter Gewaltanwendung" aufgefordert hat. Aber zehn Monate haben nicht gereicht, um wenigstens die Anklageschrift fertigzustellen. Das begründete ein Vertreter des Bundesgerichts gegenüber dem Verteidiger des Inhaftierten mit: „Wir haben hier noch zwei andere Anklageschriften in Bearbeitung. Die müssen vorher fertiggestellt werden."

Was für ein Glück für den weit über sechzigjährigen Untersuchungshäftling, daß die Herren des VI. Senats im Bundesgericht zu Karlsruhe nur zwei und nicht etwa noch zwanzig Fälle vorher zu erledigen haben — was für herrliche Zeiten!

Aufklärung

Donnerstag: Unterredung mit einer deutschen Studentin, die drei Monate in Israel gewesen ist und jetzt in kleineren Orten der Bundesrepublik Vorträge über das, was sie dort gesehen und gehört hat, hält. Da die junge Dame eine gute Demokratin und darüber hinaus auch noch recht mutig ist, hält sie keinen Vortrag ohne anschließende Diskussion. Meldet sich da ein Volksschullehrer zu Wort: „Mag ja stimmen, daß die Leute Sie dort nett empfangen haben; aber allein die Existenz dieses Staates ist doch ein Beweis dafür, daß die Juden ihre heimlichen Welteroberungspläne nicht nur nicht aufgegeben, sondern sogar noch verstärkt haben. Jetzt sind sie nicht nur über den ganzen Erdball verbreitet, nun haben sie auch noch eine staatliche Zentrale, nämlich Israel."

Ähnlich dachte über die „Judenfrage" der amtierende Bürgermeister eines kleinen Ortes: „Man kann ja über Hitler denken, wie man will. Aber eins haben wir ihm doch zu verdanken — nämlich die Tatsache, daß er uns über die Juden aufgeklärt hat." Schöne Aussichten!

Sondergerichte

Freitag: Unterredung mit einem Rechtsanwalt. „Wenn Sie irgend etwas verbrochen haben oder im Verdacht stehen, eine strafbare Handlung begangen zu haben, dann behandelt immer derjenige Staatsanwalt Ihren Fall, der Ihren Buchstaben hat — ganz gleichgültig, was Sie getan haben. Nur wenn Sie eines politischen Vergehens verdächtigt werden, dann kommen Sie nicht zu Ihrem Buchstaben-Staatsanwalt, sondern zu Staatsanwälten und Richtern, die sich ausschließlich mit politischen Vergehen befassen. Beim Bundesgericht in Karlsruhe ist das der VI. Senat, bei den örtlichen Gerichten ist das eine Art Sonderkammer, jedes Jahr allerdings eine andere. Es ist also keineswegs übertrieben, wenn man behauptet, wir haben wieder politische Sondergerichte."

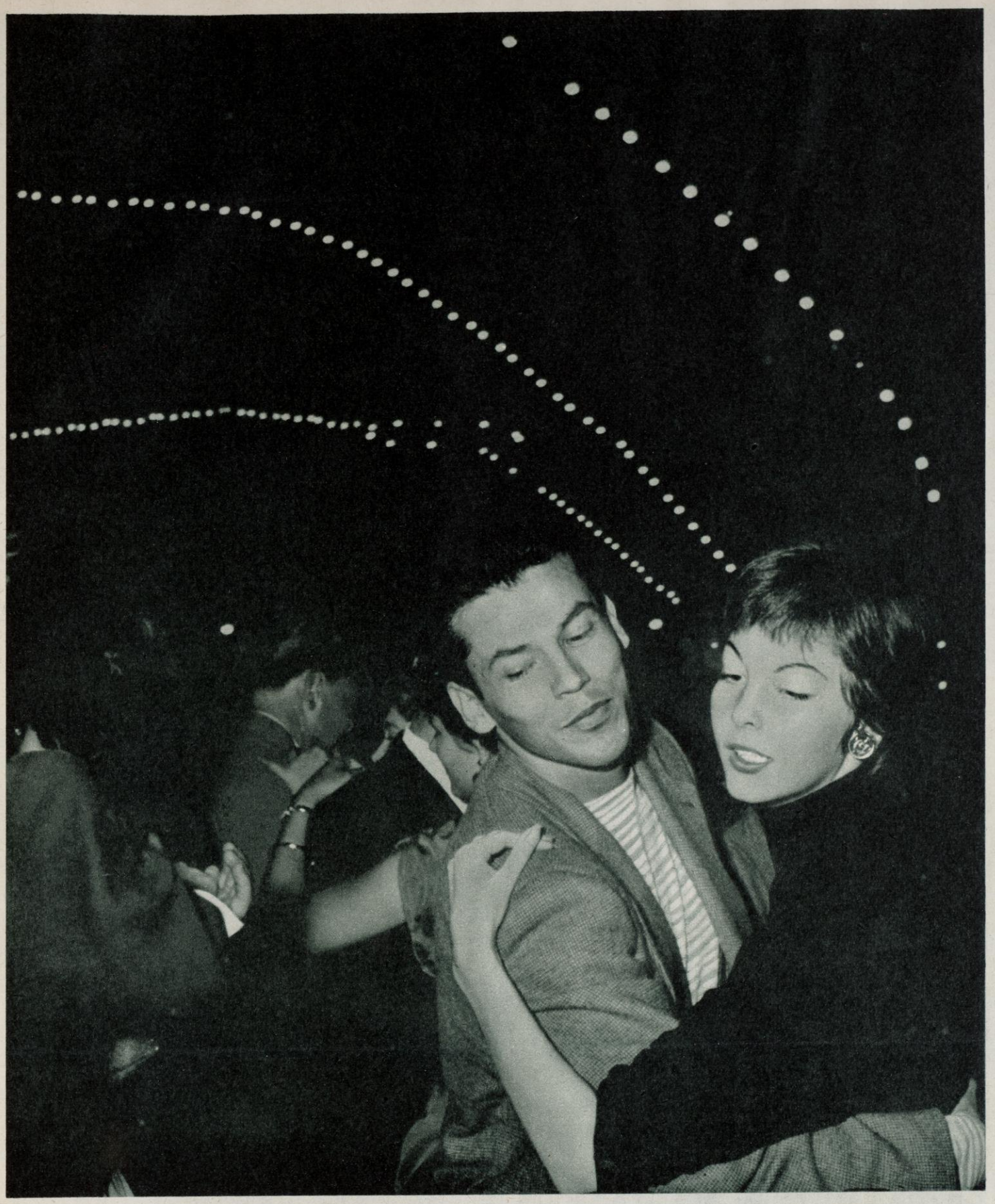
Und das nach den Erfahrungen, die wir gerade auf diesem Gebiet — siehe Volksgerichtshöfe — hinter uns haben. Und kaum jemand weiß etwas davon. Herrliche Zeiten!

Beerdigung

Samstag: Unterredung mit einem Ministerialbeamten. Dem Bundesinnenministerium liegt zurzeit eine Denkschrift des Deutschen Roten Kreuzes vor, die sich unter anderem mit der Ausgabe von Erkennungsmarken für Kinder bis zu zwölf Jahren befaßt.

In der Schrift wird empfohlen, auch die „Religionszugehörigkeit des Trägers" in die Erkennungsmarken zu gravieren. Begründung: Wenn die Eltern der Kinder bei einem kommenden Atomkrieg tot oder nicht mehr auffindbar sind, wissen die Pflegeeltern, in welchem Glauben sie das Kind weitererziehen müssen; werden die Kinder atomisiert, so kann man sie ihren Glaubensbekenntnissen gemäß beerdigen.

Herrliche Zeiten, schöne Aussichten!
Wir können beruhigt in den Sonntag gehen.



Andere Mädchen, andere Städtchen

FDJ diskutiert fortschrittliche Ehe und Lippenstift. Von Annamarie Doherr (Berlin)

Unter dem Titel „Andere Mädchen, andere Städtchen ..." hat die FDJ-Zeitung „Junge Welt" eine Diskussion über „fortschrittliche" Ehe- und Liebesbeziehungen geführt, in deren Mittelpunkt zwei Fragen standen: 1. Gibt es noch ein Privatleben, oder ist auch die Ehe eine Funktion des Arbeiter- und Bauernstaates in der DDR? Müssen die Ehepartner die gleiche politische Weltanschauung haben? 2. Zerstört die Einberufung Tausender junger Ehemänner in die kasernierte Volkspolizei die Ehe? Werden auch „klassenbewußte" junge Frauen dadurch zu Gegnern der Volkspolizei?

Keine Freude an Politik

„Mir paßt es nicht, wenn mein Mann sich abends noch mit mir über Politik unterhalten will", schreibt die FDJlerin Rosemarie Schmidt aus Königswusterhausen. „Es gibt ja doch nur Meinungsverschiedenheiten, die zum Schluß in Krach enden. Nach Feierabend will ich mit Politik nichts zu tun haben, sondern meinen persönlichen Interessen nachgehen." Unverblümt packt Rosemarie Schmidt eines der heikelsten Probleme an, das, wie die Diskussion zeigt, zahlreiche junge FDJ-Ehen überschattet: „Ich wäre todunglücklich, wenn mein Mann abends über politischen Büchern säße und mir womöglich ein Kurzreferat hielte."

Geradezu ketzerisch äußerte sich der FDJler Wolfgang Müller aus Rathenow, der das zentrale Problem der „fortschrittlichen" Ehe anschneidet: „Auch der besteingerichtete Kindergarten kann einem Kind die Liebe nicht ersetzen. Wozu werden Kinder in die Welt gesetzt, wenn die Frau ihr Kind frühmorgens zur Krippe schafft und es erst abends wieder abholt?"

Beide werden zwar von FDJ-Funktionären belehrt, aber der Verlauf der Diskussion zeigt immer wieder, daß die Vielfalt menschlicher Beziehungen nicht nach dem Statut der FDJ oder der SED zu regeln ist und daß selbst bei Jugendlichen, die jahrelang der FDJ angehören, immer wieder das alte Problem auftaucht, wieweit Staat oder Partei in das Privatleben eingreifen darf oder soll.

Ein FDJ-Funktionär schreibt brüsk: „Zwei Menschen, die ihr Leben gemeinsam verbringen wollen, müssen unbedingt die gleiche politische Einstellung und Weltanschauung haben. Gerade die gemeinsame gesellschaftliche Arbeit in der Partei oder FDJ ist die beste Gewähr gegen den Hauptfeind der Ehe, die Langeweile ..."

Ein Volkspolizist meint kurz und bündig: „Hier Politik — hier Privatleben, das gibt es nicht mehr. Auch in der Ehe haben wir unsere gesellschaftlichen Aufgaben zu erfüllen." Dagegen klagt ein Fähnrich der kasernierten Volkspolizei: „Meine Bemühungen, meine Frau an das politische Zeitgeschehen heranzuführen, zeigen bis heute keine nennenswerten Erfolge. Daß es für eine Frau nicht leicht ist, drei Jahre getrennt von ihrem Mann zu leben, ist noch lange kein Grund, eine ablehnende Haltung gegenüber meinem Beruf einzunehmen. Das Problem kann meiner Meinung nach nur gelöst werden, wenn auch die Frauen die Notwendigkeiten des bewaffneten Schutzes der DDR einsehen."

Ein „fortschrittliches" Mädchen aus Dresden hingegen äußert sich begeistert über die Volkspolizei: „Ich habe mich mit meinem Verlobten viel gestritten. Aber seit er bei der kasernierten Volkspolizei ist, kommt das nicht mehr vor. Ein heikles Problem jedoch ist die Treue ... Ich weiß nicht, wie weit ich meinem Verlobten trauen kann." Ihre Wut über die Einziehung ihres Mannes zur Grenzpolizei äußert eine junge Frau aus dem Erzgebirge: „Nach vierjähriger glücklicher Ehe ist mein Mann jetzt bei der Grenzpolizei. Drei ledige Kameraden haben ihn jetzt verleitet, mich zu betrügen ..."

Das Fazit zieht eine Leipziger FDJ-Funktionärin: „In vielen FDJ-Ehen klappt es nicht." Als Rezept empfiehlt sie: „Die Jugendfreunde müssen reale Vorstellungen von der Ehe gewinnen." Friedrich Dextor aus Berlin-Erkner will dagegen Ehekrisen verhüten, „wenn sich die Partner schon vor der Ehe gründlich mit politischen Fragen befassen. Dann weiß man, woran man ist!"

„Aufgeputzt ist lächerlich"

Nicht weniger hart prallten die Meinungen bei einer FDJ-Diskussion über den Lippenstift aufeinander. „Kann sich ein Mädchen zum Blauhemd schminken, oder hat die FDJ in ihrem Statut dies verboten?" Die Mehrheit erklärte: „Eine FDJlerin wird durch Schminken nicht besser und nicht schlechter." Die Minderheit: „Rote Lippen zum Blauhemd stoßen unsere Werktätigen ab. Aufgeputzte Pionierleiterinnen sind lächerlich!" Eine besonders sture Gruppe vertrat die Meinung: „Nur ältere Frauen und Schauspielerinnen sollten sich schminken." Kurzkommentar der Schauspielerin und Nationalpreisträgerin Helene Weigelt, der Frau des Dichters Bert Brecht: „Spießer!"

(„Frankfurter Rundschau")

Foto: Michael Friedel

Himmel ohne Sterne

Es hat in den letzten Jahren schon eine Reihe von deutschen und ausländischen Spielfilmen um die politischen Spannungen zwischen Ost und West mit deutschem Schauplatz gegeben. Immer wieder war es das gezweiteilte Berlin, das die politisch wie dramatisch ergiebige szenische Kulisse dazu abgeben mußte. Aber, ach — Ostberlin schien darin meist nur von politischen Gangstern, Menschenräubern und augenrollenden Bösewichtern bevölkert, in Westberlin dagegen, wie überhaupt im Westen, spiegelten sich bereits lautere Menschenfreundlichkeit und vertrauenerweckendes Zielbewußtsein auf allen Gesichtern. Ist es darum verwunderlich, daß „Himmel ohne Sterne", der neue Käutner-Film um die tragische Zweiteilung Deutschlands, gerade wegen seiner entschiedenen Abkehr von aller fragwürdigen Schwarzweißmanier beim westdeutschen Filmpublikum begeisterten Widerhall fand?

Hatte Helmut Käutner — Deutschlands anerkannter Spitzenregisseur — mit seinem unvergeßlichen Filmwerk „Die letzte Brücke" bereits in ergreifender Weise an den Geist internationaler Versöhnung eindrucksvoll appelliert, so ruft er mit „Himmel ohne Sterne" unüberhörbar zu nationaler Verständigung auf. Im Rahmen einer anrührend packenden, ausschließlich im privaten Bereich verankerten Spielhandlung — nach eigener Idee und eigenem Drehbuch — nimmt er hierbei den 1365 Kilometer langen Irrsinn der Zonengrenze aufs Korn und macht ihre unselige Wirkung auf die deutschen Menschen in Ost und West anschaulich deutlich.

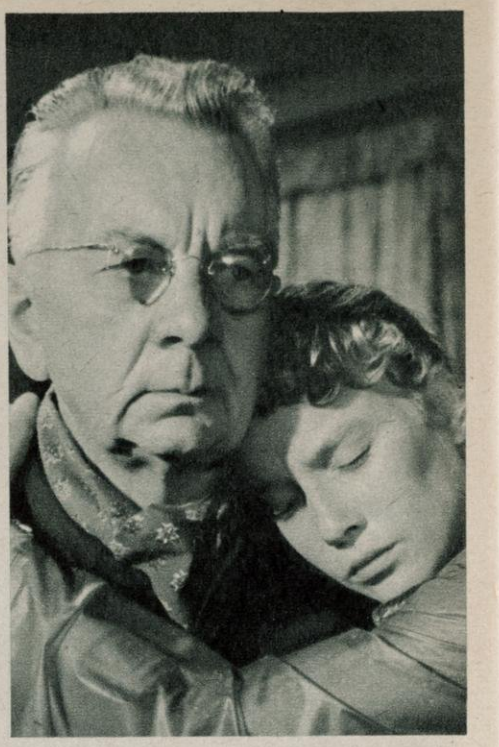
Irgendwo im Zonengrenzgebiet ist der Schauplatz des Spielgeschehens, das von der tragischen und tödlich endenden Liebe zwischen einer Fabrikarbeiterin aus der Sowjetzone (Eva Kotthaus) und einem Grenzpolizisten aus Westdeutschland (Erik Schumann) erzählt. In wahrhaft beschwörender Symbolik wartet zuletzt — im eindrucksvollen Schlußbild — ein kleiner Junge im nächtlichen Dunkel am Schlagbaum der Zonengrenze unter sternenlosem Himmel vergebens auf seine Mutter, die soeben, einige hundert Meter weiter im Niemandsland, unter den Feuergarben knatternder Maschinenpistolen blutend zusammenbrach.

Aber es sind keine flintenbeladenen Bösewichte, bezahlten Provokateure oder gewissenlosen Parteigänger, die hier das Unglück heraufbeschwören. Im Gegenteil. Fast alle Akteure des Spiels sind sehr menschlich und bisweilen nur zu menschlich, allzu menschlich. Alles Böse bricht durch die äußeren Umstände und durch den Wahnwitz der Grenzpfähle zwischen Deutschen und Deutschen über die beiden Liebenden herein und läßt immer wieder und nur zu leicht die einen in den anderen die Vaterlandsverräter, Saboteure oder Spitzel sehen.

Mit wohltuendem Willen zu ehrlicher Neutralität wie mit filmkünstlerischer Gewandtheit hat Helmut Käutner die Dinge auf beiden Seiten unverblümt herausgestellt. Er zeigt nicht nur den deprimierenden östlichen Polizei- und Parteiapparat, hinter dem er dennoch die

Fortsetzung Seite 12

Ein junger Russe, der zur Besatzung der Ostzone gehört, ein westdeutscher Grenzwächter und eine junge Frau aus der Ostzone. Sie sind einander sympathisch, aber Sympathie und Zuneigung werden zerstört durch die unselige Grenze, die Deutschland teilt. Sie möchten und könnten in Frieden leben, aber die Machthaber verhindern es.



Vater und Tochter. Vater und Mutter können sich nicht trennen von dem kleinen Besitztum, das unweit der Grenze steht. Als sie endlich bereit sind, da nehmen ihnen die tödlichen Schüsse das Kind. Die ganze Tragik unserer verwirrten Zeit spiegelt sich im Antlitz des Vaters, dem Erich Ponto seine große künstlerische Gestaltungskraft verleiht. Ob der Film an das politische Gewissen rührt? NDF/Europa Film

Ein Russe. Typ des jungen Menschen, wie es sie bei allen Völkern gibt. Sie lieben ihr Land, aber achten auch die Menschen der anderen Völker. Oft kommt er zum Vater der jungen Frau zum Schachspiel. Sie reden nicht viel miteinander, aber im Spiel wachsen die Sympathien. Später, als der junge Russe der Frau hilft, wird er vom westdeutschen Grenzwächter irrtümlich erschossen. Opfer fallen hier ...

Sie schießen. Sie schießen immer wieder auf das menschliche Wild, das durch willkürliche Grenzen wechseln muß, um die Verbindungen mit den Angehörigen aufrechtzuerhalten. Auch junge Frau und Grenzwächter, die einander lieben, fallen den Schüssen zum Opfer. Im Tode sind sie endlich frei. Frei von der Barbarei unserer Welt. Elternlos auf dieser Erde bleibt das Kind. Zwischen sinnlosen Grenzen.

Himmel ohne Sterne

Fortsetzung von Seite 11

Menschen und das Menschliche behutsam aufleuchten läßt, sondern er scheut sich auch nicht, einigen nur zu satten westdeutschen Zeitgenossen in ihrem spießbürgerlichen Behagen ein paar harte Wahrheiten an den Kopf zu werfen. Daneben zeigt er mit atmosphärischer Realistik das trostlose Grenzmilieu als unheilvoll schwelende politische Tatsache auf und gelingt es ihm auch in vielen Einzelheiten, Charakterisierungen und typischen Randgestalten die vielschichtige menschlich-politische Verzahnung des Zonengrenzproblems sichtbar zu machen. Eine glückliche Hand bewies Käutner auch in der Auswahl der beiden Hauptdarsteller. Fast zwei Alltagsgesichter. Die jungen Nachwuchsschauspieler sind hier noch kaum bekannt. Auch in Wirklichkeit sind sie in Ost und West beheimatet. Mit Eva Kotthaus steht eine junge erfolgreiche Defa-Schauspielerin zum ersten Male im Westen vor der Kamera.

Ohne Zweifel liegt der Erfolg und besondere Wert dieses Films vor allem in seiner politischen Aufrichtigkeit begründet und in dem ehrlichen Bemühen, das Leben und Tun der Menschen von hüben und „drüben" ohne wohlfeile „Schlag"-Worte oder selbstgefällige Beschönigungen aufzuzeigen. Dabei gelingt ihm aber noch mehr. Wo andere Filme nur die Gemüter aufpeitschten, da rüttelt er wach, appelliert an Herz und Gewissen und läßt den vielzitierten Wunsch nach Wiedervereinigung über alle bloße politische Bedeutung hinaus auch zu einem wahrhaft menschlich erstrebenswerten Ziel werden.
Gobo

Des deutschen Spießers Wunderhorn

Von Jule Hammer

Bleischurzbehangene Arbeiter in Atomkraftwerken, kohlenstaubverkrustete Kumpels unter Tage oder die Trankocher stinkender Walfangschiffe mögen ob ihres entbehrungsreichen Berufes zu beklagen sein; was bedeuten all ihre Beschwerden und Ängste gegen die Depressionen von Menschen, die achtundvierzig Stunden in der Woche in Warenlagern und Geschäften für Vereins-, Fest- und Scherzartikel fronen.

Ja, es ist so, während in Kleinstädten Drogerien und Papiergeschäfte wenigstens nur eine begrenzte Saison lang Onkel Fritze für das Stiftungsfest seines Kegelvereins Niespulver, Papierschlangen, Pappnasen und Narrenkappen anbieten, lecken in Großstädten jahraus, jahrein prallvolle Arsenale scherzerzeugender Artikel wider den Stachel abendländischen Geistes.

Es sind diese Geschäfte Filialen der Hölle des absoluten Kitsches. Hier herrscht immerwährender Karneval, das Grinsen ist versteinert oder besser gesagt verpappt, und das Schunkeln scheint in Erstarrung geraten. Hier hat sich der faule Witz in Konfettischwaden niedergeschlagen.
Der Hausgeist dieser Örtlichkeiten heißt Talmi und entstammt der Verirrung eines Vorgartenzwerges mit einem Seifenengel.

bibeln älteren Datums aus dem gelobten Land davonzutragen pflegen. Es stapelte sich der vollzählige Requisitenvorrat eines rauschgoldenen Zeitalters.

Einen anderen Teil des Ladens ließen überdimensionale Schnuller und Pappfüße, Keulen, Schwerter, Pistolen und Anker, an Strippen und Haken aufgehängt, wie die Rüstkammer eines ausgestorbenen Volkes erscheinen. In seine Urväterschaft schienen sich wiederum obskure Wesen zu teilen: Wotane und Ringelnätze! Von der Sehnsucht dieses Menschenschlages nach besseren Zeiten zeugte ein schiefer Stapel primitiver Pickelhauben; Stahlhelmimitationen seien nicht gefragt, wurden wir belehrt.

Die eigentlichen Attraktionen des Sortiments entdeckten wir aber erst nach längerem Suchen. In einer Front von Regalen, unter glasbedeckten Ladentischen präsentierten sich fein säuberlich die eigentlichen Scherzartikel. Würden sie nach dem kommenden Kobalt-Knall als einziges Produkt menschlichen Wirkens überbleiben? Bewohner anderer Sternenwelten, die bei einem Intermilchstraßentrip auf unsere Globusruine stießen, hätten jahrhundertelang Stoff zum Nachdenken über den Geisteszustand der dahingegangenen Erdenbewohner.

Die Dekorationsabteilung eines repräsentativen Scherzartikelgeschäfts sieht aus wie die Requisitenkammer einer Bayreuther Wagner-Oper. Germanische Kurzschwerter, überdimensionale Wotanfüße, rheinische Meerjungfrauen und pappene Altherrenbäuche sorgen dafür, daß in der deutschen Familie bei jeder Gelegenheit ein entspannendes Lachen seinen Platz findet. Dreimal kurz gelacht: „Ha, ha, ha!"

Wir betraten just aus reinem Zufall letzthin eine solche Glitzergirlandengrotte. Eine freundliche ältere Dame empfing uns. Ihre unbeschädigte Zuvorkommenheit ließ auf jenen Geisteszustand schließen, der in Schützengräben Munitionskästen mit Spitzendeckchen versieht und über Entwürfen geschmackvoller Lederetuis für Geigenzähler brütet.

Unsere Scherzartikelverkäuferin besaß feinen Takt. Auf unser Bedeuten, ihre reiche Auswahl in ungestörter Andacht studieren zu wollen, überließ sie ihre Besucher freundlich sich selbst. Zunächst umkreisten wir einen riesigen Tisch in der Mitte des Raumes, auf dem sich eine Pyramide bunter Dekorationsutensilien zur Decke türmte: Lampions, Gartenzwerge, Glücksschweine, Glanzpapierrollen, Narrenkappen und wächsernes Obst, vergleichbar nur den Früchten, die die Kinder Israels in Bilder-

In den Magazinen der deutschen Scherzartikelindustrie türmen sich vorläufig nur die harmlosen Pappimitationen wilhelminischer Pickelhauben. Sie demonstrieren, daß wir heute in Deutschland nichts notwendiger brauchen als Köpfe, Köpfe und noch mal Köpfe — damit am Ende auch ja kein Pappheim übrigbleibt. „Und jetzt singen wir, drei — vier, gemeinsam das Lied: „Alte Kameraden auf dem Kriegespfad!"

In der Abteilung „Grobe Geschmacklosigkeiten" präsentiert die deutsche Scherzartikelindustrie neben „Seppl und Hein in der Tonne" (hinten links im Normalzustand, hinten rechts nach Druck auf den Gummiball) die Zelluloidfigur „Kackerle will nicht aufs Töpfchen" und einen künstlichen Kothaufen (vorn rechts). Und Onkel Otto sagt dazu: „Selten so gelacht!" Und dann riß ein doller Witz den anderen ...

Wir erblickten also auf ordentlich gestapelten Schachteln die seltsamsten Inschriften: Liebesthermometer — Gruselspinnen — Bierschwaben — Knallsachen — Spritzsachen — Nachttöpfe — Bierkrüge — Kothaufen (—,75 DM).

Da ist Raupina, die dressierte Raupe: „Original pneumatischer Scherzartikel mit vielseitiger Anwendung." Zunächst scheint sie ein unscheinbares Stück Gummi, das an einem Schlauch hängt, der seinerseits in einem kleinen Gummiball endet. In das Knopfloch eines Mantels oder Jacketts montiert, schwillt Raupina „durch Druck auf den verborgen gehaltenen Gummiball" zu einem mäßig dicken, züngelnden Viech. Diese Erfindung ist gesetzlich geschützt und soll Oma und Opa einen ordentlichen Schreck einjagen.

Überhaupt ist die Erzeugung unangenehmer Überraschungen der Hauptzweck aller dieser Apparaturen. Im Endeffekt freilich haben sich ihre Erfinder, die Erzeuger des gelinden Grausens, wenig einfallen lassen. Wenn sie auch mit Intensität auf den empfindlichsten Nerven des guten Geschmacks kreissägen und bohren, Furcht und Schrecken zu erregen ist im Grunde nicht ihre stärkste Seite. Allenfalls werden ihnen ihre Opfer ein „Igittigitt" oder „Pfui Spinne" einräumen.

Da ist zum Beispiel das „Beschwipste Weinglas". Wie man der Gebrauchsanweisung entnimmt, ist „sein Dekor (die farbige Verzierung am Rande des Glases) durchgeschliffen". Wenn man ihr weiter trauen darf, wird es „niemand gelingen, daraus zu trinken, ohne viele Tropfen zu verlieren", woraus folgt:

„Alle freu'n sich — alle lachen,
Keiner kann es besser machen!"

Na also, das läuft doch mindestens auf die Krawatte und ihre Reinigung hinaus. Wenn man so sagen will, ein Ansatz wenigstens zu echtem Schreck in der Abendstunde, der, sinnvoll verordnet, auf Bundesfestivitäten manchen neudeutschen Repräsentanten die gordischen Windsorknoten ihrer Illustrierteneitelkeit in zuckende Hälften zerhacken könnte. Wahrscheinlich wird aber häufiger Onkel Emil, der unter uns niederem Fußvolk des deutschen Wiederaufstiegs dient, das Opfer bleiben.

Dann sehen wir den „Korkenzieher mit Linksdrehung" (natürlich können in Deutschland nur Korkenzieher mit Rechtsdrehung funktionieren). Bei gewohnter Verrichtung besitzt dieser „Teufelskorkenzieher", wie man begreifen wird, keinerlei flaschenöffnende Wirkung.

Um die durch opfervolles Hacken und Wracken wieder wohlbestückte deutsche Mahlzeit mit listigem Scherz zu würzen, haben sich zahlreiche Erfinder und erste Köpfe der Scherzartikelbranche die Imitation und heimtückische Präparierung von Nahrungsmitteln angelegen sein lassen. Hier verdient die Mannigfaltigkeit der verschiedensten Käsesorten aus Seife („hervorragende Imitation"), Eiswaffeln aus Holz oder Kaviarbrötchen aus Wachs, Scherzkonfekt mit Essig- oder Mostrichfüllung oder saure Salzstangen gewisse Bewunderung.

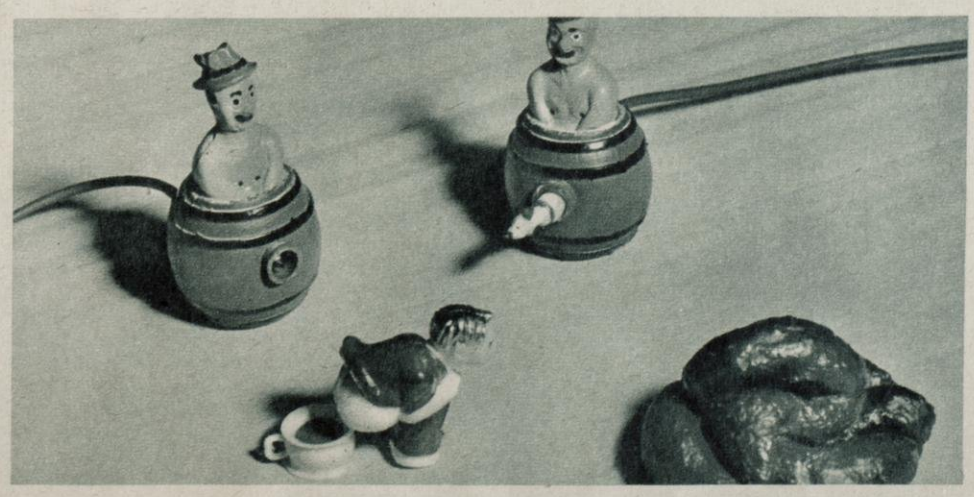
Leichte Übelkeit, wenn auch mit anderen Mitteln, soll „Sakra — der Quetschfinger" verursachen. Selbiger stellt sich als monströs geschwollene Fingerkuppe dar:

„Sakra-Gummihülle auf einen Finger stecken und mit beigegebener Gaze leicht einbinden. Schrecken und Mitleid bei allen Ihren Freunden und dann — Lachen, Lachen, Lachen!!!" Soweit die Gebrauchsanweisung. Wir ringen uns ein „Na ja ..." ab und hoffen, auf unserer Scherzartikelinspektion endlich einmal einem derben Knüller zu begegnen.

Aber da enttäuscht uns leider auch der „Fensterradau". Er besteht aus Metallplatten, deren klirrender Aufprall auf Steinfußboden Tante Marthas Ohr die Totalvernichtung von siebenunddreißig Nippesfiguren, zweieinhalb porzellanenen Rauchverzehrereulen und einer großkalibrigen Beethovenbüste vortäuschen soll.

All das erfüllt das Herz nur mit Schwermut, woran auch die fernere Kenntnisnahme von der Existenz diverser Knallbleistifte, Gummibeile, Raucherschnee usw. nichts ändern kann. Wir setzen unsere letzte Hoffnung auf ein paar saftige Obszönitäten. Auf Wunsch präsentiert man uns „Ehestandssüßigkeiten", ein zuckerhutartiges blaues Gebilde. Mit lüsternem Halli und Hallo öffnen wir es, aber siehe da, es enthält — zwei winzige Babys. „Zwillinge", erläutert uns die Verkäuferin, die solcherart Spezialitäten aus verborgenen Kästen hervorholen muß. Aus unseren Gesichtern entweicht unter „Aha" und „Soso" jegliche Spannung. Auf unser „Wenn's weiter nichts ist!" wird nun mit groberem Geschütz gefeuert:

Fortsetzung Seite 16



Das Deckchen im Militärkoffer

Von Max Brod

Gern hörte ich zu, wenn Armand von seiner Jugend erzählte. „Damals gab es keine Kriege", pflegte er zu beginnen. „Zumindest in Europa nicht. Es war eine vergleichsweise glückliche Zeit. Krieg betrachtete man als eine Art Unfug oder fabulösen Irrglauben früherer Generationen, so etwa wie die Quadratur des Kreises oder den Stein der Weisen. Nur Narren hatten sich einst mit so etwas befaßt."

Er fuhr fort: „Trotzdem bin ich einmal, schon etwas später, auf meiner Hochzeitsreise, mit dem Krieg in Berührung gekommen. Aber wir lachten, meine junge, schöne Frau und ich. Wir hatten immer zu lachen. So auch in dem Zug, der uns aus St. Raphael an der französischen Riviera nach Ventimiglia und von da nach Genua, Viareggio brachte. Bald hinter der italienischen Grenze stieg ein großer Bursch mit einer Militärmütze ein, etwas bleich, aber kräftig, das Gesicht von römischem Schnitt, Schultern wie ein Berg und sanfte, große schwarze Augen. Stolz erzählte er uns, er komme gerade aus dem Krieg. Aus dem Krieg? So was gab es doch gar nicht. O doch, Italien hatte einen Kolonialkrieg an der nordafrikanischen Küste, in Libyen, begonnen. Gegen die Türken. Daß damit das Signal zum Balkankrieg und zu den späteren europäischen Verwicklungen gegeben war, konnten wir nicht ahnen.

»So, so, aus dem Krieg kommen Sie?« lachte meine Frau, »aber Sie sind doch in Zivil, abgesehen von dem Mützchen.« — »Ja, das hat seinen Grund«, sagte der Bauernbursche nach einigem Zögern und wurde rot. Wir tranken später auf einer der Stationen auf dem Bahnsteig eine gute Flasche Wein miteinander. Ins Abteil zurückgekehrt, zog der seltsame Krieger aus seinem schwarzen Militärköfferchen aus Holz ein leinenes Deckchen hervor und begann — nie zuvor hatten wir ein Derartiges bei einem Mann gesehen —, die Fläche mit hellblauen Seidenfäden zu besticken. »Sie sticken?« fragte meine Frau, obwohl der Augenschein keinen Zweifel an der Tatsache ließ. Der Krieger nahm es als Lob und Interessenbezeigung, sofort reichte er uns das Deckchen herüber; es war tatsächlich höchst kunstvoll und schwungvoll gestickt, mit fliegenden Ornamenten. Man sah neben manchem anderen Zierat das italienische Wappen in seinen Farben Grün-Weiß-Rot, darüber schwebte die königliche Krone, und eine patriotisch-bellikose Überschrift schloß oben ab. Das Ganze gab sich leicht als ein vorgedrucktes Muster zu erkennen. Die Überschrift aber lautete: »Avanti Savoia!«

»Sehr schön«, sagte meine Frau kennerhaft. Durch diese Anerkennung über Gebühr geschmeichelt, gestand der gutmütige Junge, er habe das Sticken im Gefängnis erlernt. Dort sei es so langweilig gewesen. Ins Gefängnis aber sei er gekommen, weil ihn beim ersten Sturmangriff gegen den Feind die Angst erwischt habe, so daß er gleich weggelaufen sei. An der Küste habe man ihn gepackt. Den ganzen Feldzug habe er, recht betrachtet, im Gefängnis verbracht. »Und bei Stickereiarbeit«, sagte ich. Ein Blick meiner Frau belehrte mich darüber, daß auch sie dies nicht eben für das Musterbild einer kriegerischen Tätigkeit ansehen könne. Und dazu die patriotisch aufmunternde Devise — das war ja ein reizendes Gemisch.

»Man kann das ‚Vorwärts' immerhin auch im Sinn des sozialen oder jedes möglichen Fortschritts deuten«, wandte ich mit dem geläufigen Spott des Wissenden ein. Meine Frau fand meine Überlegenheit etwas vorschnell. Ich kannte damals nur die geschwungenen Fahnen der Geschichtsbücher, Heroismus und große Worte — und so mag ich wohl ein Vielfaches an törichtem Hohn eingemischt haben, als ich dem arglosen Mann, der sich wieder seiner minuziös liebevollen Arbeit hingab, über die Schulter blickte: »Da kommt wohl ein Pietro hin?«

Er nannte sofort auch seinen Zunamen, den wir nicht verstanden. Ich deutete auf die Stelle seines Deckchens, auf das er eben zunächst mit Bleistift seinen Vornamen hingemalt hatte, um nachher die Linienzüge auszusticken. Vier Buchstaben waren fertig. »Ich würde eine kleine Änderung vorschlagen«, sagte ich und nahm ihm die Arbeit aus der Hand. Statt des o zeichnete ich ein a ein.

Pietra. Nicht gerade einer meiner feinsten Scherze, das muß ich sagen. Aber er lächelte mich herzlich und ergeben an. Er schien ganz einverstanden.

Es gab nicht lange nachher einen furchtbaren Stoß. Ich erwachte im Krankenhaus einer kleinen italienischen Provinzstadt. Pietro hatte meine Frau und mich aus dem brennenden Eisenbahnwagen des entgleisten Zuges gerettet. Dann war er nochmals in den Rauch und Dampf hineingesprungen, hatte noch drei weitere Passagiere herausgezogen. So erzählte unsere Krankenschwester.

Ich wollte ihm die Hand drücken, aber er war längst weitergefahren in seine Heimat, sein stilles, hart arbeitendes Bergdorf, von dem er uns soviel Freundliches erzählt hatte, vom Dorf und von Simonetta, seinem Bräutchen. Drei Tage lang habe ich bewußtlos gelegen. Man brachte mir ein Andenken, das er für uns zurückgelassen hatte. In feines Papier gewickelt, mit Goldfäden umschnürt das mit Seide ausgestickte Deckchen. »Es hat den Herrschaften so gefallen«, habe er beim Portier geäußert, »so sollen sie es für immer behalten.«

Ich griff danach. Aber die Unterschrift zeigte auch jetzt noch nur vier Buchstaben: Piet ... Der Rest fehlte; man konnte nur die vorgezeichnete Unterlage des Vornamens sehen — und daß das o mit einem weiblich-spöttischen a meiner eigenen Hand übermalt war."

Winter

Von Wolfgang Borchert

Jetzt hat der rote Briefkasten
eine weiße Mütze auf,
schief und verwegen.
Mancher hat bei Glatteis
plötzlich gelegen,
der sonst so standhaft war.
Aber der Schnee hat leis
und wunderbar
geblinkt auf den Tannenbäumen.
Was wohl jetzt die Schmetterlinge träumen?

Frühlingsglaube

Von Gottfried Keller

Es wandert eine schöne Sage
wie Veilchenduft auf Erden um,
wie sehnend eine Liebesklage
geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden
und von der Menschheit letztem Glück,
von goldner Zeit, die einst hienieden,
der Traum als Wahrheit, kehrt zurück;

wo einig alle Völker beten
zum Einen König, Gott und Hirt:
von jenem Tag, wo den Propheten
ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur Eine Schmach noch geben,
nur Eine Sünde in der Welt:
des Eigen-Neides Widerstreben,
der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
und böslich sie verloren gab,
der wäre besser ungeboren,
denn lebend wohnt er schon im Grab.

Die drei dunklen Könige

Von Wolfgang Borchert

Er tappte durch die dunkle Vorstadt. Die Häuser standen abgebrochen gegen den Himmel. Der Mond fehlte, und das Pflaster war erschrocken über den späten Schritt. Dann fand er eine alte Planke. Er trat mit dem Fuß dagegen, bis eine Latte morsch aufseufzte und losbrach. Das Holz roch mürbe und süß. Durch die dunkle Vorstadt tappte er zurück. Sterne waren nicht da. Als er die Tür aufmachte, sie weinte dabei, die Tür, sahen ihm die blaßblauen Augen seiner Frau entgegen. Sie kamen aus einem müden Gesicht. Ihr Atem hing weiß im Zimmer, so kalt war es. Er beugte sein knochiges Knie und brach das Holz. Das Holz seufzte. Dann roch es mürbe und süß ringsum. Er hielt sich ein Stück unter die Nase. „Riecht beinahe wie Kuchen", lachte er leise. „Nicht", sagten die Augen der Frau, „nicht lachen. Er schläft."

Der Mann legte das süße, mürbe Holz in den kleinen Blechofen. Da glomm es auf und warf eine Handvoll warmes Licht durch das Zimmer. Es fiel hell auf ein winziges, rundes Gesicht und verweilte einen Augenblick. Das Gesicht war erst eine Stunde alt, aber es hatte schon alles, was dazu gehört: Ohren, Nase, Mund und Augen. Die Augen mußten groß sein, das konnte man sehen, obgleich sie geschlossen waren. Aber der Mund war offen, und es pustete leise daraus. Nase und Ohren waren rot. Er lebt, dachte die Mutter. Und das kleine Gesicht schlief.

„Da sind noch Haferflocken", sagte der Mann. — „Ja", antwortete die Frau, „das ist gut. Es ist kalt." Der Mann nahm noch von dem süßen, weichen Holz. Nun hat sie ihr Kind gekriegt und muß frieren, dachte er. Aber er hatte keinen, dem er dafür die Fäuste ins Gesicht schlagen konnte. Als er die Ofentür aufmachte, fiel wieder eine Handvoll Licht über das schlafende Gesicht. Die Frau sagte leise: „Schau, wie ein Heiligenschein, siehst du?" „Heiligenschein!" dachte er, und er hatte keinen, dem er die Fäuste ins Gesicht schlagen konnte.

Dann waren welche an der Tür. „Wir sahen das Licht", sagten sie, „am Fenster. Wir wollen uns zehn Minuten hinsetzen." — „Aber wir haben ein Kind", sagte der Mann zu ihnen. Da sagten sie nichts weiter, aber sie kamen doch ins Zimmer, stießen Nebel aus den Nasen und hoben die Füße hoch. „Wir sind ganz leise", flüsterten sie. Dann fiel das Licht auf sie. Drei waren es. In drei alten Uniformen. Einer hatte einen Pappkarton, einer einen Sack. Und der dritte hatte keine Hände. „Erfroren", sagte er und hielt die Stümpfe hoch. Dann drehte er dem Mann die Manteltasche hin. Tabak war drin und dünnes Papier. Sie drehten Zigaretten. Aber die Frau sagte: „Nicht, das Kind."

Da gingen die vier vor die Tür, und ihre Zigaretten waren vier glimmende Punkte in der Nacht. Der eine hatte dicke, umwickelte Füße. Er nahm ein Stück Holz aus seinem Sack. „Ein Esel", sagte er. „Ich habe sieben Monate daran geschnitzt. Für das Kind." Das sagte er und gab es dem Mann. „Was ist mit den Füßen?" fragte der Mann. „Wasser", sagte der Eselschnitzer, „vom Hunger." „Und der andere, der dritte?" fragte der Mann und befühlte im Dunkeln den Esel. Der dritte zitterte in seiner Uniform: „Oh, nichts", wisperte er. „Das sind nur die Nerven. Man hat eben zuviel Angst gehabt." Dann traten sie die Zigaretten aus und gingen wieder hinein. Sie hoben die Füße hoch und sahen wieder auf das kleine schlafende Gesicht. Der Zitternde nahm aus seinem Pappkarton zwei gelbe Bonbons und sagte dazu: „Für die Frau sind die."

Die Frau machte die blassen Augen weit auf, als sie die drei Dunklen über das Kind gebeugt sah. Sie fürchtete sich. Aber da stemmte das Kind seine Beine gegen ihre Brust und schrie so kräftig, daß die drei Dunklen die Füße aufhoben und zur Tür schlichen. Hier nickten sie noch einmal, dann stiegen sie in die Nacht hinein. Der Mann sah ihnen nach. „Sonderbare Heilige", sagte er zu seiner Frau. Dann machte er die Tür zu. „Schöne Heilige sind das", brummte er und sah nach den Haferflocken. Aber er hatte kein Gesicht für seine Fäuste.

„Aber das Kind hat geschrien", flüsterte die Frau, „ganz stark hat es geschrien. Da sind sie gegangen. Sieh mal, wie lebendig es ist", sagte sie stolz. Das Gesicht machte den Mund auf und schrie.

„Weint er?" fragte der Mann. — „Nein, ich glaube, er lacht", antwortete die Frau. — „Beinahe wie ein Kuchen", sagte der Mann und roch an dem Holz. „Wie Kuchen. Ganz süß." — „Heute ist ja auch Weihnachten", sagte die Frau. — „Ja, Weihnachten", brummte er, und vom Ofen her fiel eine Handvoll Licht hell auf das kleine, schlafende Gesicht.

(Aus: Wolfgang Borchert: „Das Gesamtwerk", Rowohlt Verlag, Hamburg.)

Foto: Heinz Held

Dorothea aus Berlin besucht die UN in Genf

Reportage über das 4. DGB-Jugendleiterseminar

Dorothea, 21 Jahre alt, ist Gruppenleiterin und Mitglied des DGB-Jugendausschusses in Berlin. Während die Außenminister der vier Großmächte in Genf konferierten, fuhr sie aus der eingeschlossenen Viersektorenstadt in die internationale Stadt am Fuß der Alpen. Mit ihr trafen dreißig Kolleginnen und Kollegen aus allen Teilen der Bundesrepublik dort ein. Jugendleiter des DGB studierten die UN.

Der Saal 15 des Palais der Nationen, des ehemaligen Völkerbund-Palastes, war vierzehn Tage lang die Arbeitsstätte unserer Kollegen. Beamte der UN und ihrer Sonderorganisationen berichten hier über ihre alltägliche Kleinarbeit für den Weltfrieden. Freimütig diskutieren Jugendleiter und UN-Beamte aller Nationalitäten weltweite Probleme. Dorothea fragte nach dem Schicksal Berlins.

Jeden Morgen gingen Dorothea und die Kolleginnen und Kollegen des 4. Jugendleiter-Seminars die „Avenue de la Paix", die „Straße des Friedens", hinauf zum Palais der Nationen. Der Weg führte vorbei an der Villa des Herrn Molotow. Vor ihr hielten oftmals große Wagen mit dem Ostberliner Zeichen IA, und dunkelgekleidete Herren stiegen schnell aus. „... und das in einer Friedensstraße!"

Das Schreckenswort „Atom" steht in vier Sprachen über den Regalen. Aber es steht dort, damit es seine schreckliche Bedeutung verliert. Die neueste Abteilung der UN-Bibliothek — gestiftet aus Anlaß der atomwissenschaftlichen Tagung im Sommer dieses Jahres — enthält alle irgendwie erreichbaren Informationen über das „Atom". Und sie sind jedermann zugänglich. Auch für Dorothea aus Berlin.

Ein historisches Dokument betrachtete Dorothea in den Vitrinen des Historiensaals der UN. Vor ihr lag unter Glas die Austrittserklärung der Hitlerregierung aus dem Völkerbund. Kurz und bündig erklärt der damalige Außenminister von Neurath darin, daß Deutschland nicht mehr mitarbeite. Dorothea betrachtete diesen Brief nachdenklich. Mit ihm begann gleichsam Berlins Weg von der deutschen Hauptstadt zur besetzten Viersektorenstadt, dem internationalen Zankapfel. Neben Neuraths Brief lag der Antrag Stresemanns auf Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund. Er ist wesentlich freundlicher geschrieben. So wurde plötzlich unter den tiefen Eindrücken einer großartigen internationalen Zusammenarbeit bei der UN ein Stück aus Deutschlands dunkelster Geschichte sichtbar. Eine Mahnung!

Im Lesesaal der Vereinten Nationen ruhte sich Dorothea mittags aus. Sie überdachte, im Sessel bequem zurückgelehnt, die Vorträge und Diskussionen des Vormittags. Wenn sie erst wieder in Berlin ist, wird sie kaum Zeit dafür haben. In Berlin, in der Jugendarbeit des DGB, wird sie die in Genf erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen sofort anwenden, um im DGB als Frau ihren „Mann" zu stehen.

Liebe Freunde! Jetzt haben wir wieder ein Jahr hinter uns gebracht, erst mal ein „Aufwärts"-Jahr und in ein paar Tagen auch das Kalenderjahr. Ja, ja — sagte der alte Oberförster ... So wäre nun der Zeitpunkt gekommen für Rückblick und Ausblick usw. und für große Worte über unsere kommenden Taten. Geschenkt! Wenigstens an dieser Stelle. Wir wissen ja doch nicht genau, was wir im nächsten Jahr alles anstellen werden, geschweige denn, was es uns so bringen wird. Nur ein paar Dankesworte kann ich mir nicht verkneifen; Dankesworte an alle, die im Laufe dieses Jahres „unseren Plan" mit verwirklicht haben (und die ihn im kommenden Jahr hoffentlich nicht vergessen werden), und überhaupt an alle Freunde, die mit ihren Fragen und Bemerkungen diese Spalte bereicherten. Mit den besten Wünschen, Euer Thomas!

Tippelbrüder

Aus Hildesheim schreibt uns Egon Oberroth: „Ich möchte gern etwas von Deutschland und Europa sehen. Nun habe ich mit vielen Handwerkern — ich bin Fliesenleger — gesprochen, die das auch wollen. Wir würden gern in anderen Städten arbeiten und richtig auf Wanderschaft gehen, wie das früher üblich war. Hierfür fehlt uns aber die Grundlage. Es glaubt uns doch heute keiner mehr, wenn wir so als Fremde irgendwo anklopfen, daß wir es ehrlich meinen."

● *Richtig, das Handwerkswandern ist heute viel schwieriger als zur Zeit unserer Großväter. Trotzdem sollte man sich bemühen, es dort wieder in Schwung zu bringen, wo es möglich ist. Und gerade in Deinem Beruf wäre es bestimmt möglich. Ich glaube, daß auch die Handwerksinnungen ein Interesse daran haben, Gesellenwandern zu fördern. Setz Dich doch mal mit Deiner Innung in Verbindung und auch mit Deiner örtlichen Gewerkschaft. Vielleicht können sie Dir helfen. Und schreib mir, wie die Sache weitergeht. Wenn Du tatsächlich auf „Tippeltour" gehen solltest, kann ich vielleicht auch ein wenig helfen.*

Er ist tot

Werner Zimmermann in Karlsruhe schreibt: „Ich habe noch nie einen so guten Artikel gelesen wie den von Kurt Tucholsky, den Ihr in Eurer letzten Nummer (24/55) auf der ersten Seite veröffentlicht habt. Was ist das für ein Mann? Könnt Ihr nicht mehr von ihm bringen?

● *Du hast leider nicht unsere Schlußbemerkung auf der ersten Seite der vorigen Nummer gelesen, Werner. Kurt Tucholsky ist seit zwanzig Jahren tot. Er starb im Dezember 1935 in Gripsholm/Schweden, er wählte den Freitod. Kurt Tucholsky war Jude. Als er vor den Nazis nach Schweden floh, hatte Deutschland einen seiner besten Journalisten und mutigsten Kämpfer gegen den Nationalismus in all seinen traurigen und lächerlichen Formen verloren. Jahrelang hatte er, vornehmlich in der Zeitschrift „Weltbühne", gegen das heranziehende Unglück und für den Sieg der Vernunft gekämpft. Als das Unglück da war, mochte er nicht mehr leben.*

Die alten Herrschaften im Tessin

Fortsetzung von Seite 5

haft empfand. Es fiel ihm ein, daß er in früheren Jahren zu einer solchen Handlung fähig gewesen war und den armen Kerl, der nicht wußte, woher er das Geld beschaffen sollte, mit Behagen schwitzen gelassen hatte. Er erschrak darüber nachträglich, zerrte nervös an den Fingern und schickte schließlich ein Stoßgebet zum Himmel derart, daß er um der Leiden der letzten zwanzig Jahre willen so etwas wie einen Nachlaß von verjährter Schuld erbäte. „Zwar", sagte er zu seiner oberen Instanz, „weiß ich, daß zwanzig Jahre Leiden in der Schuldgeschichte so gut wie nichts sind, ein Stäubchen, ein Molekül, aber was bin ich schon noch wert? Ich kann die Damen Margherita und Albertina nicht einmal zu einem kleinen Mittagessen einladen."

Lange beschäftigte er sich mit der Frage, welche Rechnung er vom Diener bezahlt zu wissen wünschte. Seine Seele war durch mannigfache Pein so empfindsam geworden, daß er nicht einmal im Traum eine Schuld auf sich nehmen wollte. Er beschloß, zwischen Weihnachten und Neujahr ein Dutzend Reisigbesen zu binden, ohne auch nur einen einzigen Rappen für sich zu beanspruchen, und den ganzen Betrag zu seiner Entlastung dem Tierschutzverein zu überweisen.

Als die Messe zu Ende war und die Schwestern die alten Herrschaften nach Hause gebracht hatten, räumten Margherita und Albertina die leeren Teller und Schüsseln weg und lachten in der Küche noch lange darüber, daß sie während der Feiertage nur Brot, Kartoffeln und Käse essen würden, da das letzte Geld für die abscheuliche Strickdecke des Fräuleins von X... dahingegangen war.

Am Morgen malte Margherita das Stilleben, das die Gäste auf dem Strohteller zurückgelassen hatten, und verkaufte es noch am selben Tag an einen Besucher, der davon entzückt war. Er zahlte fünfzig Franken dafür, ohne zu ahnen, daß es das Zehn- und Zwanzigfache wert war. Den Schwestern schien der Preis damals hoch. In ihrem Übermut kauften sie alles, wonach es sie gelüstete, und noch viel mehr, so daß wahre Festtage für sie kamen.

Also hatte der Diener des alten Barons nicht nur die Rechnung bezahlt und auch das Trinkgeld reichlich bemessen, sondern seinem Herrn auch dazu verholfen, die Damen Margherita und Albertina zum Mittagessen einzuladen. Soll man annehmen, jene obere Instanz habe in Anbetracht des Umstandes, daß Weihnachten war, Generalpardon gegeben und das Schuldkonto der alten Herrschaften gestrichen?

Vor vierzehn Tagen habe ich mit unserem Freund Yassine einen Ausflug gemacht. Nun spricht ja der Junge vorerst nur wenig Deutsch — obwohl er in der kurzen Zeit erstaunlich schnell gelernt hat. Trotzdem, damit er sich richtig aussprechen kann, habe ich noch unseren Mitarbeiter Salim al-Habschi und einen anderen jungen Araber, der in Köln arbeitet, mitgenommen. Hier sind wir in Wuppertal.

Des deutschen Spießers Wunderhorn

Fortsetzung von Seite 13

Da sind zwei Männchen, „Seppl" in bayrischer Tracht und „Hein" in Matrosenkleidung, die in einem Faß hocken. In der Höhe des Spundloches dieses Behälters, so kann man sich etwa ausrechnen, mag sich ihr Hosenschlitz befinden. Wenn man also auf ein Gummibällchen drückt, das wie bei „Raupina" mit dem eigentlichen Objekt der Tücke durch einen dünnen Gummischlauch verbunden ist, schnellt — na, was denn wohl — ein kleiner Vogel aus dem Spundloch hervor, sozusagen ein Piepmatz, wie man ihn in Berlin kennt. Unsere Verkäuferin lächelt verschämt, während wir uns fragend ansehen und darüber nachsinnen, wer nun wohl auf diesen schafsdämlichen Einfall gekommen sein mag. Aber da naht die letzte Überraschung. Aus einem seriös ausschauenden Schächtelchen, in dem man etwa ein gutes Parfüm erwartet, leuchtet uns ein menschliches Gesäß aus Wachs entgegen. Dies sei nun das Äußerste, erfahren wir, und koste —,60 DM.

Wer wohl mögen die Manager dieser Industrie sein, die solcherart gestaltgewordenen Trübsinn unter die Leute bringt?

Schwer zu sagen, gewiß.

Leichter jedoch scheint es, die Frage nach dem Gemütszustand der Arbeiter zu beantworten, die Gesäße, künstliche Kothaufen, imitierten Schweizerkäse und Gruselspinnen formen und fertigen.

Sie werden sich den Luxus von Gefühlen nicht leisten können und dem eigentlichen Un-Sinn ihrer Tätigkeit genau so entfremdet sein wie Granatdreher, Regisseure deutscher Heimatfilme und Verfertiger von Illustrierten, den Erbauungsschriften der herrschenden Klasse.

Das Magnetophon unter der Jacke

Von Ulrich Blumenschein

Das Westberliner „Landesamt für Verfassungsschutz" (LfV) stand in den letzten Wochen wieder einmal im Brennpunkt des öffentlichen Interesses der Viersektorenstadt. Anlaß dazu gab eine arbeitsgerichtliche Auseinandersetzung zwischen einem ehemaligen Mitarbeiter dieses Amtes und seiner früheren Dienststelle. Die 20. Kammer des Westberliner Arbeitsgerichts sollte eine ganze Reihe teils alter, teils neuer Vorwürfe gegen das Verfassungsschutzamt prüfen; vor allen Dingen die Frage, ob das LfV — wie behauptet wurde — Mitarbeiter beschäftigt, die neben dem Honorar für ihren Dienst zum Schutz der Verfassung noch zusätzlich Stempelgeld vom Arbeitsamt abholen. Das Verfahren nahm einen Ausgang, der beim Schwergewicht eines solchen Vorwurfs alles andere als gewöhnlich ist: Wegen Abwesenheit der angeklagten Partei (des Senats von Berlin) erließ der Arbeitsrichter ein Versäumnisurteil gegen den „Senator für Inneres", der die Dienstaufsicht über das LfV ausübt.

Der Prozeßvertreter des Innensenators hatte aus Protest über die Zulassung der Presse zu dem Verfahren abrupt den Gerichtssaal verlassen und damit eine echte Verhandlung unmöglich gemacht. Eine gerichtliche Klärung der schwebenden Fragen wäre auch ohne die Flucht des Senatsvertreters nicht möglich gewesen, weil der Innensenator keinem der vorgeladenen Zeugen die Aussageerlaubnis über Interna der Verfassungsschutzarbeit erteilt hatte. Die Frage, ob es beim Berliner Verfassungsschutzamt so etwas wie amtlich geduldete Schwarzarbeit gibt, mußte offen bleiben. Berlins Innensenator Lipschitz glaubte genügend Grund für die gerichtsunübliche Handlungsweise seiner Senatsabteilung zu haben, die in der Presse auch prompt als „Mißachtung eines Gerichts" ausgelegt wurde. Nicht nur Lipschitz ist sich darüber im klaren, daß eine politische Abwehrstelle wie das Verfassungsschutzamt möglichst unerkannt und geheim arbeiten muß, wenn sie Aussicht auf echte Erfolge haben will, und daß für eine solche Stelle nichts schädlicher ist, als allgemeines Gesprächsthema zu sein.

Bisher allerdings ist es Berlins Verfassungsschützern noch immer gelungen, Diskussionen über den Wert ihres Amtes und dessen Arbeitserfolge in der Öffentlichkeit zu entfachen. Das hängt unter anderem auch damit zusammen, daß die Berliner Verfassungsschützer seit Bestehen des LfV immer gerade dann eine besondere Aktivität entfalten, wenn es galt, die geheimdienstliche Spürnase in Dinge zu stecken, die mit der eigentlichen Aufgabenstellung eines Verfassungsschutzamtes nichts zu tun haben.

Gesetzmäßig verankerte Aufgabe des Verfassungsschutzes ist es, alle Personen, Gruppen oder Organisationen (geheim) zu überwachen, die verfassungsfeindlicher Tätigkeit verdächtigt werden. Diese Arbeit nehmen im Berliner (wie in den in jedem Bundesland existierenden) „Landesamt für Verfassungsschutz" eine begrenzte Zahl beamteter oder angestellter Mitarbeiter und eine wechselnde Anzahl geheimer Informanten oder V-Leute wahr. Daneben beschäftigt sich das Berliner LfV auch mit der Beschaffung geheimer Nachrichten aus der Sowjetzone und mit der Aufklärung politischer Verbrechen. Gerade diese „Nebenbeschäftigungen" aber geben immer wieder Anlaß zu heftiger Kritik am Verfassungsschutzamt. Für die Beschaffung von Ostinformationen gibt es beispielsweise in Berlin eine so große Zahl ausländischer und deutscher Stellen, daß ein harter Konkurrenzkampf mit dem LfV unvermeidbar ist. Es gibt in Berlin nicht wenige Geheimdienstspezialisten, die der Ansicht sind, in diesem Gegeneinander habe bisher stets das Verfassungsschutzamt den kürzeren gezogen, und dessen Arbeit auf diesem Sektor sei noch nie so gut gewesen wie die der Konkurrenten.

Auch bei der Untersuchung von Menschenraubfällen kommt es immer wieder zu Parallelarbeit mit der Berliner Polizei, die eigens für politische Verbrechen eine besondere Abteilung unterhält. Eingeweihte kennzeichnen diesen Wettlauf zwischen Kripo und Verfassungsschutz treffend als „unterirdischen Dschungelkrieg".

Ein weiterer Teil der Aktivität der Berliner Verfassungsschützer wird seit Jahren durch eine Art innerbetrieblichen Kleinkrieg „Jeder gegen Jeden" gebunden, der mit heimlichen Tonbandaufnahmen, gegenseitiger Bespitzelung und privaten Recherchen als durchaus normalen Waffen geführt wird. Ein Lied davon können verschiedene frühere leitende Angestellte des LfV singen. 1951 wurden der erste Berliner Verfassungsschutzchef Tausch und sein Informationsstellenleiter Dr. Otto Opfer des internen Spitzelkrieges. Beide mußten ihren Dienst quittieren, und auch die folgende LfV-Spitze, der Amtschef Dr. Friedrich und sein Stellvertreter, bespitzelten sich gegenseitig so lange, bis der Senat aus der Kölner Verfassungsschutzzentrale eine Prüfungskommission kommen ließ und beide aus dem Amt entfernte.

Berlins CDU-Vorsitzender Ernst Lemmer urteilte damals so: „80 v. H. der Arbeit dieses Amtes bestand darin, daß sich die Verfassungsschützer untereinander beschnüffelten. 15 v. H. ihrer Zeit mögen sie mit der Bespitzelung freiheitlich denkender Politiker verbracht haben und 5 v. H. mit ihrer wirklichen sachlichen Arbeit."

Lemmer spielt dabei auf jene Merkwürdigkeiten an, die das Amt bei Berlins Politikern besonders unbeliebt machten. Das LfV ließ zu dieser Zeit durch V-Leute das Leben und den Bekanntenkreis verschiedener Mitglieder des Abgeordnetenhauses bis ins Detail überwachen. Dabei gab es keine parteiliche Abgrenzung. SPD-Chef Franz Neumann wurde genau so bespitzelt wie der FDP-Vorsitzende Carl-Hubert Schwennicke und Lemmer selbst. Nach Ernennung der beiden neuen Verfassungsschutzchefs, Heinz Wichmann und Helmut Schröder (stellvertretender Amtsleiter), schien es zunächst so auszusehen, als ob nunmehr endlich eine gewisse Ruhe beim Verfassungsschutzamt eingezogen sei. Inzwischen bestätigen aber der Verfassungsgerichtsprozeß und eine Reihe anderer recht fragwürdiger Vorfälle, daß sich bei dem schon zu Berühmtheit gelangten Landesamt nicht allzuviel geändert hat.

Die Beschäftigung mit Dingen, die dem LfV nicht zukommen, feiert in der jüngsten Zeit wahre Triumphe. So mußte selbst Innensenator Lipschitz am eigenen Leib spüren, zu welch obskuren Dingen seine Verfassungsschützer in ihrem Geheimdienstfanatismus fähig sind. Aus Anlaß seiner Amtseinführung hielt Lipschitz vor den versammelten Mitarbeitern der LfV eine Antrittsrede, die der Verfassungsschützer Glückselig zur bleibenden Erinnerung auf einem der geheimdienstüblichen Taschenmagnetophone festhielt. Lipschitz, der davon hörte, mußte bei einer neuerlichen Rede zu Ehren des eben zum Regierungsdirektor ernannten Verfassungsschutzchefs Wichmann darum bitten, alle anwesenden Taschenmagnetophone tunlichst abzuschalten.

Noch deutlicher als diese harmlose Spielerei demonstriert ein anderes Ereignis, auf welche Gedanken die Verfassungsschützer kommen, wenn es darum geht, vertrauliche Nachrichten selbst aus den eigenen Reihen auszuspionieren. Im Juni dieses Jahres schickte der Berliner Polizeipräsident Dr. Stumm an Innensenator Lipschitz einen Brief mit der Aufschrift „Vertraulich — Verschlossen". Dieser Brief landete wegen mangelhafter Adressenangabe aber nicht bei Lipschitz, sondern im Hauptquartier der Verfassungsschützer. Hier stellte der Büroleiter Otto Seidenstücker fest, daß das vertrauliche Schreiben schwere Anwürfe des Polizeipräsidenten gegen die Arbeit des Verfassungsschutzamtes enthielt. Unter anderem beklagte sich Polizeipräsident Stumm über Verfassungsschützer, die V-Leute aus dem Ostsektor damit bedroht hätten, sie dem östlichen Staatssicherheitsdienst auszuliefern, falls sie eine weitere Zusammenarbeit mit dem LfV ablehnen. Nach Rücksprache mit dem stellvertretenden Verfassungsschutzchef Schröder ließ Seidenstücker den Brief fotokopieren und schickte ihn anschließend als „Irrläufer" an seinen Senator weiter. Von Lipschitz zur Rede gestellt, bestritt Seidenstücker zunächst energisch, daß der Brief fotokopiert worden sei, und erst bei einem dritten Verhör fiel der in die Enge getriebene Verfassungsschützer Seidenstücker um und gestand seinem Senator den wahren Sachverhalt.

Er wurde daraufhin mit einer Geldbuße in Höhe eines halben Monatsgehalts belegt und in eine Senatsabteilung versetzt, die sich nicht mit Geheimnachrichten befaßt. Der stellvertretende Amtsleiter Schröder, der von der ganzen Affäre wußte, kam diesmal noch mit einem Verweis davon. Angesichts solcher Praktiken ist Innensenator Lipschitz entschlossen, das ihm unterstehende Amt sehr bald einer neuen gründlichen Durchleuchtung zu unterziehen.
Die bisherige Geschichte des Berliner Verfassungsschutzamtes scheint allerdings zu beweisen, daß weder „Durchleuchtungen" noch radikale Änderungen in der Leitung die Verfassungsschützer in den ihnen allein zustehenden Wirkungskreis zurückpfeifen können. Die Gefahr, daß in einer geheim arbeitenden Dienststelle persönliche oder parteipolitische Interessen vor der zweifellos wichtigen Überwachung politisch gefährlicher Gruppen rangieren, ist zu groß.

Berlins CDU-Chef Lemmer erklärte diese Gefahr vor einiger Zeit so: „In dieser Apparatur liegt naturgemäß die Wurzel eines der Grundübel unserer Zeit: der Intoleranz, der Tendenz, nur eine Meinung, die eigene, gelten zu lassen, sie für sakrosankt zu erklären und jeden Andersdenkenden als Feind, Verräter, subversives Subjekt zu diffamieren. Woraus dann letztlich das Schnüffeln hinter dem einzelnen bis in die privatesten Bereiche, der Spitzelbericht bis zum abgehörten Telefongespräch und der heimlichen Tonbandaufnahme erwächst."